BLAULICHT

234

O. Lawrowa · A. Lawrow ★★★★

Der Täter kam im Taxi

Blaulicht 234

Olga Lawrowa, Alexander Lawrow
Der Täter kam im Taxi

Protokoll eines Kriminalfalles

Verlag Das Neue Berlin

Originaltitel: Хроника уголовного дела, дело второе
© Juriditscheskaja literatura, Moskau · 1983
Aus dem Russischen von Helga Gutsche

Es geschah in Riga im Januar 1974, einem feuchten, trüben Januar, in dem der spärlich gefallene Schnee nur hier und da in den Grünanlagen weiße Flecke hinterließ. Aber auch unter diesem tiefverhangenen Himmel war die Stadt wunderschön. Majestätisch ragten die alten Mauern der Domkirche und der krummen mittelalterlichen Gassen auf, während die neuen, breiten Prospekte selbst bei diesem unfreundlichen Wetter schmuck und adrett aussahen.

Der neunte Januar verging wie gewöhnlich, das geschäftige Hin und Her des Tages ebbte ab, der Abend brach an, die Fenster leuchteten auf, Konzertsäle, Theater und Cafés füllten sich. Die Menschen ruhten aus, besorgten ihren Haushalt, lasen, amüsierten sich.

In der Milizbereitschaft war alles still, die Meldungen über die unvermeidlichen kleinen Zwischenfälle änderten nichts an dem Gefühl der Ruhe.

Und plötzlich ... um 21.50 Uhr ein Anruf, der die Stille durchbrach: Vor dem Café „Turaida“ wurden zwei Kassenboten ausgeraubt!

Vier Minuten nach dem Anruf war die operative Gruppe zum Tatort unterwegs.

Die Scheinwerfer des Kleinbusses der Miliz beleuchteten einen einsamen, an der Bordsteinkante abgestellten grauen Wolga mit dem Kennzeichen 00-21; die Fahrertür stand weit offen, der Wagen schien leer zu sein. Auf dem Rück-

sitz aber lag ein verletzter Kassenbote. Der zweite – der die Tageskasse geholt hatte – drückte sich verstört in den Eingang des Cafés „Turaida". Er hatte den Überfall nicht direkt miterlebt und brachte vorläufig keinen zusammenhängenden Satz heraus.

„Ich stieg aus, und er blieb drin ... wie gewöhnlich, an allen Punkten unserer Route ... wie's Vorschrift ist ... Ich war höchstens zwei Minuten in dem Café. Das Geld lag bereit, ich hab's genommen und bin gleich wieder zurück ... Und da sehe ich: Der Fahrer ist weg, der Geldsack verschwunden, und mein Kollege liegt da wie tot ..."

Alles, was jetzt zu tun war, mußte gleichzeitig und in wenigen Sekunden erledigt werden: Der Verletzte brauchte Hilfe, Gaffer waren fernzuhalten, man mußte den Wagen untersuchen und mögliche Zeugen des Überfalls ausfindig machen, um zu klären, *wer* diese Tat *wie* begangen hatte.

Es fand sich kein einziger Zeuge. Der Kassenbote, der eine Schädelverletzung davongetragen hatte, war bewußtlos. Nur Gegenstände und Spuren konnten etwas aussagen. Die scharfen Augen und die Erfahrungen der Kriminalisten waren die einzige Hoffnung.

Die Leute arbeiteten rasch und konzentriert. Vorsichtig, um sie nicht zu stören, hantierte neben ihnen ein junger Leutnant mit der Filmkamera und schuf so ein eigenes Protokoll der Tatortbesichtigung.

(Das erste Dokument, das man später dem Film zugrunde legen würde).

Anscheinend war dem Kassenboten im Wagen ein Schlag mit jenem kurzen Metallrohr versetzt worden, das jetzt unter dem Sitz lag – so die erste Schlußfolgerung. Demnach fiel der Verdacht auf den verschwundenen Fahrer.

Während der Kassenbote im Café war, hatten weder er

noch die Gäste des stillen, gemütlichen „Turaida“ Geräusche eines bremsenden oder startenden Wagens gehört. Offensichtlich hatte der Täter allein gearbeitet und war zu Fuß geflohen. Mit sechsunddreißigtausend Rubel! Wie weit mochte er damit gekommen sein? Der Geldsack wog sechsundzwanzig Kilo. Mit einer solchen Last läuft man nicht wie ein Wiesel. Die ganze Umgebung mußte abgesucht werden ...

Sanitäter legten den Verletzten vorsichtig auf eine Trage, während Suchtrupps mit Hunden bereits Höfe, Einfahrten, Dachböden, Schuppen und Treppenhäuser durchstöberten. Höchste Eile war geboten!

Inzwischen konzentrierten sich um das Café starke Kräfte. Motorisierte Patrouillen und über Funk angeforderte Streifenwagen aus den angrenzenden Stadtbezirken trafen sein. Man überschlug, wie weit der Täter im Höchstfall gekommen sein konnte, und riegelte das Viertel ab. Diese Operation wurde vom Chef der Kriminalabteilung Kurkow und dem gleich nach ihm eintreffenden Chef der Inneren Verwaltung der Stadt Riga, Oberst Wintschugow, geleitet.

So schloß sich der Ring. Seit dem Anruf waren zehn Minuten vergangen.

Noch strich der Lichtstrahl der Taschenlampen durch dunkle Kellerwinkel, noch setzten Schäferhunde mit hängender Zunge über Zäune hinweg – aber die Hoffnung, den Täter sofort dingfest zu machen, schwand. Keller und Dachböden erwiesen sich als leer.

Er war entkommen! Wie hatte er den Ring durchbrechen können? Das erschien unbegreiflich, denn es war so gut wie sicher, daß er das Verbrechen nicht unbedingt an dieser Stelle hätte ausführen wollen, sondern einfach die günstige Gelegenheit beim Schopfe gepackt hatte. Für wenige

Minuten lag die Pēteris-Stučka-Straße von einem Ende bis zum anderen wie leergefegt da.

Nach einer kurzen Beratung am Tatort beschlossen die Leiter der Rigaer Miliz, das gesamte Personal zu alarmieren.

Unterdessen ging die Untersuchung des Wagens weiter, und der Kassenbote, der sich ein wenig beruhigt hatte, seit er wußte, daß sein Kollege außer Lebensgefahr war, begann sich an wichtige Einzelheiten zu erinnern. Man legte ihm ein im Wagen gefundenes und auf den Namen Karpovs ausgestelltes Fahrtenblatt vor.

„Karpovs? Warten Sie mal, der Name kommt mir bekannt vor. Ich glaube, mit dem habe ich schon mal zusammengearbeitet. Unseren heutigen Fahrer dafür habe ich garantiert noch nie gesehen."

Die Milizionäre fuhren mit ihm zur Taxizentrale und nahmen dort auf ungewöhnliche Art – vor der Ehrentafel (die Sache eilte!) – die Identifizierung vor. Karpos' Porträt hing als das einer der besten Fahrer, von einem Dutzend anderer umgeben, etwa in der Mitte, aber der Kassenbote fand es auf Anhieb heraus.

„Das ist er!"

Und tatsächlich stand unter dem Foto: „I. Karpovs."

„Sehen Sie noch einmal genau hin", sagte der Kriminalist. „War nicht er es, der Sie heute gefahren hat?"

„Nein, das war ein ganz anderer!"

Zu Beginn des Arbeitstages aber hatte Karpovs am Steuer des Taxis gesessen! Wie und wann hatte der Verbrecher seinen Platz einnehmen können?

Die Arbeit für die Bank begann zwei Stunden nach Schichtbeginn. Die Kilometeranzeige aber überstieg die Strecke, die man bei kurzen Fahrten innerhalb der Stadt zurücklegt, bei weitem.

Wohin mochte Karpovs gefahren sein? Oder hatte nicht Karpovs am Steuer gesesssen? Und warum war im Wagen eine Scheibe zerschlagen?

„Haben Sie sich nicht dafür interessiert, wieso die Scheibe kaputt ist?"

„Natürlich habe ich das", erwiderte der Kassenbote. „Es war ja eiskalt und hat mächtig gezogen."

„Und was hat der Fahrer gesagt?"

„Nichts Konkretes. Er hat was von einem kleinen Unfall gemurmelt."

Der graue Wolga mit dem Kennzeichen 00-21 wurde abgeschleppt, und die Kriminalisten gingen auseinander. Die Straße bot wieder ihr gewohntes abendliches Bild, und die Fenster des Cafés leuchteten einladend wie immer.

Im Arbeitszimmer des stellvertretenden Innenministers Lettlands, A. K. Kavalieris, wurde eine außerordentliche Sitzung einberufen, die fast ununterbrochen bis zum Ende der Ermittlungen andauerte. Alles Mögliche und Unmögliche mußte beraten und unternommen werden, um des Täters rasch habhaft zu werden. Ein solches Verbrechen konnte nur ein äußerst gefährlicher Täter begangen haben. Einen Überfall auf Kassenboten hatte es in der Praxis der Rigaer Miliz *noch nie* gegeben!

Alles war bei diesem Fall unaufschiebbar. Vielen stand eine schlaflose Nacht bevor.

Immer wieder beschrieb der Kassenbote das Aussehen des Fahrers; immer wieder rief der sich dessen Verhalten in Erinnerung. Das verbale Porträt, das er zu zeichnen versuchte, enthielt jedoch keinen einzigen markanten Zug. Der Täter hatte weder eine auffällige Physiognomie noch einen ungewöhnlichen Körperbau. Durch nichts stach dieser mit Pullover und dunklem Jackett bekleidete junge Mann hervor. Nichts ließ seine Absicht erkennen, einem

Menschen mit einem Eisenrohr den Schädel einzuschlagen und mit einer hohen Geldsumme zu fliehen.

Doch allmählich entstand folgendes Bild: Der Bursche war etwa siebenundzwanzig; er roch nach Wodka; er hatte ein rundes Gesicht ohne markante Züge; er war mittelgroß und von mittlerer Statur; in der Stadt kannte er sich gut aus – von einem Punkt zum anderen nahm er den kürzesten Weg und hielt sich geschickt aus allen Stauungen heraus; sein Fahrstil war der eines Berufskraftfahrers; an einer Kreuzung rief ihn eine männliche Stimme mit Kolja an; er erwies sich als ausgesprochen redselig; der Zeigefinger seiner linken Hand war mit einem Taschentuch umwickelt.

All diese Informationen gelangten in Kavalieris' Arbeitszimmer und wurden von dort sofort weitergeleitet: Die Milizionäre erhielten vorläufige Angaben zur Person des Gesuchten. Sein wichtigstes Kennzeichen: eine frische Wunde am Finger. Dem Computer wurden die Daten zur Überprüfung eingegeben. Alter: fünfundzwanzig bis dreißig, Vorname: Nikolai, Beruf: Kraftfahrer, wahrscheinlich vorbestraft. (Alle waren sich darin einig, daß ein Neuling sich kaum an einen solchen Überfall herangewagt hätte.)

Seit dem Raub war eine Stunde vergangen.

Alle Ausfallstraßen wurden kontrolliert. Den Täter umgab eine unsichtbare Mauer.

An den Autobahnen standen motorisierte Patrouillen der Staatlichen Kraftfahrzeuginspektion, die jedes Fahrzeug anhielten. Ein Inspektor studierte routinemäßig und sorgsam die Fahrzeugpapiere, sah sich die Hände des Fahrers an und gab einem zweiten Inspektor Gelegenheit, den Wagenkasten zu inspizieren bzw. – wenn es sich um einen PKW mit Insassen handelte – nach Verdächtigen Ausschau zu halten.

Auf dem Bahnhof und am Flugplatz war die Sache noch

einfacher. Jeder Mann, der in einen Zug stieg oder über die Gangway ein Flugzeug betreten wollte, wurde höflich gebeten, den linken Handschuh auszuziehen. Eine simple Rechnung. Man kann sich umziehen, eine Brille aufsetzen oder sein Äußeres anderweitig verändern. Ein verletzter Finger aber läßt sich weder abreißen noch verstecken.

Es gab einige Festnahmen, und einmal glaubte man schon, den Richtigen zu haben. Er war mittelgroß, hatte ein rundes Gesicht, trug Pullover und Jackett, und sein Zeigefinger war sorgfältig verbunden.

„Ihre Papiere bitte!"

Als der Unterfeldwebel in der Milizuniform vor ihm auftauchte, sah er sich verzweifelt, ja beinahe gehetzt um.

„Bürger, weisen Sie sich aus."

Der junge Mann schob mit einem Ruck die Hand in die Tasche, der Unterfeldwebel spannte, zum Sprung bereit, die Muskeln ... und griff nach dem vorgewiesenen Ausweis.

„Kolja!" Über den Bahnsteig hastete ein junges Mädchen mit einer Reisetasche.

Der junge Mann strahlte übers ganze Gesicht, lebte auf und starrte den Unterfeldwebel verständnislos an, als der, bereits auf einen Reinfall gefaßt, mürrisch sagte: „Folgen Sie mir bitte."

Das Paar reiste mit dem nächsten Zug ab. Der Kassenbote hatte Kolja nur einmal kurz angesehen und seufzend erklärt: „Keine Ähnlichkeit."

Gleichzeitig geschah folgendes: Einige Kriminalisten fuhren zu Karpovs' Wohnung.

„Inārs ist auf Arbeit", erklärte dessen Frau verwundert. „Nein, er ist noch nicht zurück, die Schicht ist ja noch nicht zu Ende ..."

Bald darauf lagen auf A. K. Kavalieris' Tisch ein paar Fo-

tos von Inārs Karpovs, seine Papiere und ein elektrischer Rasierapparat, den außer ihm niemand benutzte.

Experten der wissenschaftlich-technischen Abteilung setzten die „hochnotpeinliche Befragung“ des Taxis mit dem Kennzeichen 00-21 fort. Zunächst untersuchten sie es vom Wagenboden bis zum Dach. Am Boden klebten Fichtennadeln, die die Vermutung bestätigten, daß das Taxi vor der Kassierungsaktion eine Fahrt nach außerhalb gemacht haben mußt. Aber diese Vermutung brachte vorläufig kein Licht in die Sache. Anschließend untersuchte man die einzelnen Teile des Wagens: Türen, Lenkrad und Rückspiegel. Überall wurden Fingerabdrücke entdeckt und überall ... Blut! Flecke in der Fußmatte, Flecke auf dem Sitz, Tropfen an der Lenkradsäule, Spritzer an der Wagendecke.

Das verlangte mühselige Kleinarbeit und den Einsatz komplizierter Technik. Nach wie vor aber kam es auf jede Minute an. Höchste Eile war geboten – aber gerade Eile wäre unangebracht gewesen!

Die ersten Schlußfolgerungen der Experten vermehrten nur die bestehenden Unklarheiten. Das Blut in dem Wagen gehörte drei verschiedenen Blutgruppen an. Eindeutig war sein Ursprung dort, wo der verletzte Kassenbote bis zum Eintreffen des Rettungswagens gelegen hatte. Auf die Lenkradsäule war wahrscheinlich das Blut vom Finger des Fahrers getropft. Schmierspuren davon befanden sich auch an der linken Tür. Aber all die anderen, weniger frischen und nur flüchtig abgewischten Flecke über dem Fahrersitz und im Kofferraum – wie kamen sie in diesen unglückseligen Wolga?

All jene, die sich in Kavalieris' Arbeitszimmer ablösten, beschäftigte jetzt nicht mehr nur der Räuber und dessen Beute. Immer besorgter fragten sie sich: Wie ging der Fahrerwechsel vonstatten? Wo steckt Inārs Karpovs, dieser

sympathische junge Mann mit dem vertrauensvollen Blick? Was ist ihm zugestoßen?

Die Nacht brach an, in der Inneren Verwaltung aber leuchteten viele Fenster. Hinter einem von ihnen beantwortete ein müder Kassenbote nicht enden wollende Fragen. Zur Zeit versuchte er zu rekonstruieren, was der Fahrer zwischen der Abfahrt von der Bank und jenem schicksalhaften Halt vor dem Café „Turaida" von sich gegeben hatte. Er war ja außerordentlich gesprächig gewesen. Von Natur aus? Oder hatte er nur die innere Unruhe unterdrükken wollen, die ihn bei jedem Halt überfiel – dann war er regelmäßig verstummt und hatte sich verstohlen nach allen Seiten umgesehen (erst jetzt wurde dem Kassenboten klar, weshalb). Aber wie auch immer – nicht das war wichtig. Wichtig war, daß kein Mensch stundenlang nur „übers Wetter" reden kann. Ebensowenig, wie es möglich ist, pausenlos Märchen zu erfinden – dazu reicht die Phantasie nicht aus. Das Geschwätz des Fahrers mußte auch ein Körnchen Wahrheit enthalten. Und dieses Körnchen galt es herauszufischen.

Der Kassenbote konzentrierte sich, schloß, um sich nicht ablenken zu lassen, die Augen, ging in Gedanken noch einmal die ganze Route durch und kramte das Wortgeklingel aus dem Gedächtnis, mit dem der Fahrer sie unterwegs überschüttet hatte. Das erwies sich als ziemlich schwierig, weil das Gespräch zusammenhanglos von einem Thema zum anderen gesprungen und nicht besonders fesselnd gewesen war: banale Kraftfahrergeschichten, Vergleiche der verschiedensten Wagentypen, Bemerkungen über vorüberspazierende Mädchen ... Wie soll man so etwas in Erinnerung behalten?

Der Kassenbote aber sagte sich: Wenn man mir so aufmerksam zuhört, mir so behutsam und zur rechten Zeit ge-

zielte Fragen stellt und so hastig die Tonbänder auswechselt, dann bedeutet das, daß jeder Satz, ja selbst jeder Satzfetzen ein Anhaltspunkt sein kann. Und sobald ihm etwas einfiel, was auch nur die geringste Chance bot, an dieser Stelle einhaken zu können, machte sich einer der Anwesenden eine Notiz und verließ den Raum. Das hieß, daß gleich darauf jemand die knappe Anweisung erhielt, der Sache nachzugehen. Beim fünften oder sechsten Versuch konnte eine Spur aufgenommen werden, die *nicht mehr abriß!* Und als Anhaltspunkt diente die harmlose Prahlerei des Fahrers: „In dem Lebensmittelgeschäft da drüben arbeitet eine Bekannte von mir – sag mir Bescheid, wenn du was brauchst!"

Eine halbe Minute später wußte man in Kavalieris' Arbeitszimmer von dieser Bekannten. Nach zehn Minuten war die Adresse der Verkaufsstellenleiterin ermittelt. Nach weiteren fünfzehn Minuten läutete ein Kriminalist an ihrer Wohnungstür.

Die Frau, die sich eilig einen Morgenmantel übergeworfen hatte, öffnete ängstlich einen Spalt breit die Tür. Ohne die Kette abzunehmen, bestätigte sie, daß tatsächlich oft ein junger Kraftfahrer in ihrem Geschäft herumgelungert und einer der Verkäuferinnen schöne Augen gemacht hatte. Die aber arbeitete jetzt bereits woanders.

Der zweite nächtliche Besuch galt dem Kaderleiter der zuständigen Handelsorganisation. So erfuhr man die Adresse der Verkäuferin. Das Mädchen erwies sich als ruhig und verständig. Sie hörte sich aufmerksam an, was man für nötig hielt, ihr mitzuteilen, und dachte einen Augenblick nach.

„Ja, ich kannte mal einen Kraftfahrer, auf den Ihre Beschreibung zutrifft."

„Sein Name?"

„Nikolai Krassowski. Aber ich habe ihn lange nicht mehr gesehen."

„Was wissen Sie über ihn?"

Das Mädchen hob nachdenklich die Schultern.

„Er war Taxifahrer ... Ich glaube, verheiratet ... Sonst gab es da nichts Besonderes. Ein ziemlich unangenehmer Mensch ... Brauchen Sie vielleicht ein Foto von ihm? Er hat mir mal eins verehrt."

Und ob sie das brauchten! Ein kunstvolles Porträt mit der verschnörkelten Aufschrift „Zum Andenken an Nikolai Krassowksi" auf der Rückseite.

„Das würden wir gern für zwei Tage mitnehmen. Sie bekommen es natürlich zurück."

„Wozu denn? Ich hab's nur aus Versehen noch nicht weggeworfen."

Und nun kam der entscheidende Augenblick: Man legte dem Kassenboten mehrere Fotos vor. Ohne zu zögern, wies er erleichtert auf Nikolai Krassowskis Porträt.

„Das ist er!"

Damit war der Täter ermittelt.

Seit dem Überfall waren fünf Stunden vergangen ...

Endlich hielt man die Antwort auf eine der wichtigsten Fragen in der Hand: *Wer* ist der Täter? Zum ersten Mal in dieser Nacht atmete man in Kavalieris' Arbeitszimmer befreit auf. Fast gleichzeitig aber teilten die Experten überraschend mit: Den Fingerabdrücken nach gibt es zwei Täter! Und der zweite ist nicht Inārs Karpovs: Die Abdrücke auf dessen Rasierapparat sahen anders aus.

Zwei Täter!

Wieder standen sie vor einem Rätsel! Wenn es zwei waren – welche Rolle hatte dann der zweite bei dem Überfall gespielt? Sollte die Version von der zufälligen Wahl des Tatorts falsch und die Pēteris-Stučka-Straße nicht deshalb

ausgewählt worden sein, weil sie im geeigneten Moment menschenleer war, sondern weil dort der Mittäter wartete? Oder weil in der Nähe ein Versteck vorbereitet war? Dann konnte man nicht ausschließen, daß der Täter überhaupt nicht versucht hatte, den Ring um das Café zu durchbrechen!

(Um es vorwegzunehmen: In diesem Fall wurden so gut wie keine falschen Fährten verfolgt, und jede Version hielt der Überprüfung stand. Was in den ersten Stunden noch unbegreiflich und widersprüchlich aussah, erklärte sich aus der seltsamen Verkettung der Begleitumstände.)

Die nächtliche Arbeit ging weiter. Krassowskis Foto wurde schnellstens vervielfältigt und an alle Absperrposten und Streifen in der Stadt verteilt. Um ihn fassen zu können und auch seinem Komplizen auf die Spur zu kommen, mußte man jedoch noch vieles, wenn nicht alles über Krassowski in Erfahrung bringen.

Die Kriminalisten führten unzählige Gespräche. Und gegen Morgen wußten sie bereits das Wesentliche über Krassowski: Er arbeitete bei derselben Taxizentrale wie Karpovs. Und natürlich kannten sie einander. Karpovs hatte Krassowksi an dessen Hochzeitstag sogar zum Standesamt gefahren.

Waren sie befreundet? Nein, dazu hatten sie zuwenig Gemeinsames. Freunde besaß Krassowski wahrscheinlich gar nicht. Bekannte ja, Freunde aber kaum.

Krassowskis Beurteilung von seiner Arbeitsstelle: eine Sammlung von Verweisen wegen Alkoholmißbrauchs, Arbeitsbummelei und Beleidigung von Fahrgästen. Seine dicke Kaderakte strotzte von Notizen über Disziplinverletzungen und Disziplinarstrafen, von reuevollen Erklärungen und Beteuerungen mit der schwungvollen Unterschrift „N. Krassowski". Seit drei Wochen hatte er sich in

der Taxizentrale nicht mehr blicken lassen, und man hielt ihn für krank.

Seine Beurteilung als Familienvater: Seine Frau behandelte er so, daß sich die Schiedskommission damit befassen mußte. Vor einigen Monaten ließ er Frau und Kind im Stich und hielt sich seitdem bei Zufallsbekanntschaften und alten Kumpanen auf. Seine Frau wunderte sich nicht im geringsten, daß die Miliz nach ihm fahndete, sie interessiere sich nicht einmal dafür, weshalb man Krassowksi suchte. Auf ihrem hübschen, vom Schlaf etwas verquollenen Gesicht stand zu lesen: Höchste Zeit!

Ja, echte Freunde besaß ihr Mann nicht. Saufkumpane dafür um so mehr. Die aussichtsreichsten Adressen wurden überprüft. Ohne Ergebnis. Hier hatte man Krassowski vor einer Woche gesehen, dort vor drei Tagen. All das aber waren nicht jene Orte, an denen man Krassowski verstecken würde, und nicht jene Leute, die gemeinsam mit ihm ein solches Verbrechen begehen würden. Sie nannten zwar ihrerseits wieder neue Namen, und die Suche ging in größerem Rahmen weiter, geriet aber zunehmend auf Abwege. Dabei verlangte dieser Fall ein rasches, gezieltes Vorgehen.

Dann hatte man folgende Idee. Von Krassowski hieß es: Er hat eine hohe Meinung von sich selbst, ist aggressiv, randaliert und prügelt sich gern. Sollte er da noch nie Ärger mit der Miliz gehabt haben? Wenn ja, welchen, und vor allem, in wessen Gesellschaft?

Die Kriminalabteilungen aller Stadtbezirke erhielten gleichzeitig einen entsprechenden Fernspruch – und die Antworten ließen nicht auf sich warten. Ja, Nikolai Krassowski hatte einige Zusammenstöße mit der Miliz gehabt. Insbesondere wurde er mehrfach wegen Randalierens in betrunkenem Zustand festgenommen. Dabei befand er sich oft in Begleitung eines gewissen Miezis. Da dieser vorbe-

straft war, wurden dessen Fingerabdrücke, durch mathematische Formeln exakt beschrieben, in der Kartei aufbewahrt. Und es bereitete keine Mühe, sie zu Vergleichszwekken von dort zu beschaffen.
Am zehnten Januar um 10.20 Uhr betrat ein Experte der wissenschaftlich-technischen Abteilung mit den daktyloskopischen Karten Kavalieris' Arbeitszimmer. Die Abdrücke von drei Fingern der rechten und zwei Fingern der linken Hand Vladimirs Miezis' stimmten haargenau mit denen überein, die man auf der Kofferraumklappe, an der hinteren Wagentür und auf der Metalloberfläche des Rohres gefunden hatte, mit dem der Kassenbote niedergeschlagen worden war.

Seit dem Verbrechen waren zwölfeinhalb Stunden vergangen ...

Man wußte, daß Miezis zu Hause war. Aber war er auch allein? Es konnte nicht ausgeschlossen werden, daß Krassowski sich bei ihm aufhielt und beide bewaffneten Widerstand leisten würden.

Ach, wenn es nur so wäre! hoffte jeder im stillen. Mögen sie sich widersetzen, mögen sie um sich ballern – wir werden schon mit ihnen fertig werden, es wäre nicht das erste Mal. Hauptsache, wir schnappen beide auf einmal!

Die Operation wurde von Kurkow, dem Chef der Kriminalabteilung, geleitet. Der junge Leutnant, der bisher noch keinen Augenblick die Filmkamera aus der Hand gelegt und sich fast in Stücke gerissen hätte, um bei den wichtigsten Aktionen dabeizusein, richtete sich jetzt am Bodenfenster des Nachbarhauses ein.

Was das Objektiv von dort aus festhielt, sah nicht im geringsten nach der zielstrebigen Ergreifung zweier Verbrecher aus. Friedfertige, gewöhnlich gekleidete Gestalten nä-

herten sich einzeln und paarweise dem dreistöckigen alten Haus mit dem steil aufragenden Ziegeldach. Die einen verschwanden im Hof (dorthin führten eine Hintertür und das Küchenfenster von Miezis' Wohnung), die anderen (darunter auch Kurkow) im Hausflur. Im nächsten Augenblick wußte man schon nicht mehr, ob es vier oder sieben gewesen waren. Sie hatten sich völlig unauffällig und ohne jede Hast bewegt und ganz und gar nicht nach Miliz ausgesehen ...

Michail Iwanowitsch Kurkow war früher einmal Seemann und Komsomolorganisator des Rigaer Hafens gewesen. Anschließend hatte er zweiundzwanzig Jahre lang bei der Miliz gedient und vom Unterinspektor bis zum Leiter der Kriminalabteilung der Stadt alle Stufen durchlaufen. In diesen zweiundzwanzig Jahren hatte er viel erlebt. Er wußte, wie man solche Operationen organisierte, ohne unnötiges Aufsehen zu erregen, ohne den Täter zu alarmieren und die eigenen Leute sinnlosen Gefahren auszusetzen.

Was sich unterdessen im dritten Stock abspielte, war von draußen nicht zu sehen. Vor dem Haus fuhr ein Wagen vor, ein Stück weiter hielten ein zweiter und ein dritter. Eine kurze Wartezeit. Dann kamen sie heraus – die Operation war beendet!

Vladimirs Miezis hatte sich allein in der Wohnung aufgehalten und keinen Widerstand geleistet. Er hatte die Tür geöffnet, mit trunkenen Augen die Gesichter der Leute auf dem Treppenpodest gemustert, war zurückgeprallt ... und in seinen Mantel geschlüpft.

Auf der Straße stieg er willig zwischen zwei Kriminalisten in den Einsatzwagen. Vorn neben dem Chauffeur saß Kurkow. Kein Passant drehte sich nach ihnen um – was gab es schon groß zu sehen? Der Wagen setzte sich in Bewegung.

Die übrigen nahmen in den beiden anderen Wagen Platz. Der Kameramann stieg vom Dachboden, und die Autos fuhren los. Da sahen sie, daß Kurkows Wolga nicht den Weg zur Verwaltung einschlug. Zügig rollte er in Richtung Stadtrand.

Jetzt nehmen wir Krassowski fest! Diesen Gedanken hatte wahrscheinlich jeder. Natürlich, das war ja auch das erste, wonach man Miezis fragen mußte, und wenn er redete ...

Aber man brauchte Miezis gar nicht erst zu fragen. Der Wagen war kaum angefahren, als er auch schon von selbst zu sprechen begann.

„Wir haben ihn umgebracht", sagte er dumpf. „Wir haben ihn umgebracht ..."

„Wen haben Sie umgebracht?"

„Diesen Jungen ... Nikolai und ich, wir haben ihn umgebracht."

„Welchen Jungen?"

„Na ... den Fahrer ..."

„Inārs Karpovs?"

„Den Fahrer ... Ja, Inārs hieß er ... seinen Nachnamen weiß ich nicht."

Miezis roch nach Wodka, aber seine Worte waren nicht das Gestammel eines Betrunkenen, und leider erklärten sie alles nur zu gut!

„Wo ist das passiert?"

„Im Wald ... gestern ..."

„Und weiter?"

„Wir haben ihn dann da liegenlassen ... Er hat noch geröchelt ..."

Wenn Karpovs nun trotz allem noch am Leben war?

Die Wagen erreichten die Landstraße, die sich dunkel von den weißen Feldern abhob. Der Schnee hatte alles mit

einer dünnen weißen Decke überzogen, er funkelte in der Sonne, glitzerte auf den kahlen Zweigen der Bäume und schimmerte bläulich in der Skispur.

Ein gestreifter Wegweiser. Eine Abzweigung.

„Nach rechts", murmelte Miezis.

Sie bogen nach rechts ab. Der Weg schlängelte sich immer tiefer in den Wald hinein.

„Ist es noch weit?"

„Etwa zehn Kilometer."

„Wie haben Sie Inārs Karpovs hierhergelockt?"

„Nikolai schwindelte ihm vor, er müsse zu seiner Schwiegermutter."

„Und wo steckt Krassowski?"

„Keine Ahnung."

Immer wieder. Dumpf, teilnahmslos wie ein Automat.

„Halten Sie hier. Wir müssen zu Fuß weitergehen."

Zu beiden Seiten des Waldweges ragten majestätische Fichten auf. Der Weg war weiß, nur unter den Fichten schimmerte dunkel der Waldboden hervor: Der Schnee war an den Zweigen hängengeblieben.

Schweigend und schnell bewegten sie sich vorwärts und horchten unwillkürlich in die Stille.

Miezis blieb stehen, hielt nach den über Nacht verwehten Spuren Ausschau und wies zur Seite. Dort zog sich ein halbverschütteter Schützengraben – ein Überbleibsel des Krieges – durch den Wald.

„Irgendwo hier ... In dem Graben."

Sie liefen beinahe. Da war ein Haufen achtlos übereinandergeworfener Äste, obenauf ein paar Fichtenzweige. Und darunter, nach dem Entfernen der Äste, eine unnatürlich zusammengekrümmte, erstarrte Gestalt. Und ein totes weißes Gesicht, an dem Fichtennadeln klebten.

Der Kameramann stand oben am Rand des Schützengra-

bens, richtete das Objektiv nach unten und nahm den Toten auf. Jemand faßte den Leutnant unter die Ellenbogen, damit dessen Hände nicht zitterten. Er filmte zunächst die ganze Gestalt und machte dann eine Großaufnahme von Inārs' Gesicht. Bei der Erinnerung an die Fotos, die man ihm in der Verwaltung gezeigt hatte, biß er die Zähne zusammen: ein gutaussehender schlanker Bursche, der den Arm um die Schultern eines Mädchens mit Brautschleier gelegt hatte; derselbe lachende junge Mann mit einem Kind auf den Knien; ein Familienporträt, auf dem sie bereits zu viert waren ...

Der Leutnant richtete die Kāmera auf die Gesichter seiner Genossen. Alle schauten nach unten. Sie waren keine Neulinge und bebten nicht vor Entsetzen. Aber es gibt Augenblicke, die auch für den Hartgesottensten schwer sind. Sie sind bitter, aber der Kriminalist muß sie erlebt haben, um zu begreifen: Sein unruhiger, gefährlicher und mitunter lästiger Beruf wird dringend gebraucht. Und an einem harten Tag, an dem ihn eine maßlose Müdigkeit packt oder Gleichgültigkeit in sein Herz zu schleichen droht, erinnert er sich vielleicht an diesen Schützengraben und erwirbt neue Kräfte und neuen Kampfesmut ...

Miezis' Gesicht war völlig ausdruckslos.

„Womit haben Sie Karpovs umgebracht?"

Miezis drehte sich zu Kurkow um.

„Mit einer Mistgabel."

Kurkow glaubte, er habe sich verhört.

„Womit?"

„Mit einer Mistgabel. Wir haben sie ein bißchen präpariert. Den Stiel haben wir abgesägt ... verkürzt, damit sie handlicher wurde, und nur eine Zinke drangelassen."

In der Pēteris-Stučka-Straße hatte man in dem Wolga nichts dergleichen gefunden.

„Was haben Sie hinterher mit diesem ... Werkzeug gemacht?"

„Wir haben es in eine Schneewehe geworfen."

„Können Sie uns zeigen, wo?"

„Ja, sicher."

Genauso offenherzig und unbeteiligt gab sich Miezis an jenem Tag bei der Vernehmung durch den Untersuchungsführer der Staatsanwaltschaft, Justizrat Raups.

„In welcher Sprache werden Sie aussagen?"

„In Russisch."

„Ihre Aussagen werden auf Band aufgenommen."

Miezis warf einen trägen Blick auf die kreisenden Spulen und wandte sich ab.

„Erzählen Sie, wann und wie sie das Verbrechen planten."

„Na, das war am dritten ... Ja, am dritten Januar saßen wir bei mir zu Hause und tranken. Da schlug Nikolai mir einen Raubmord vor."

„Hat er das wörtlich so gesagt?"

„Nein, er sagte: ‚Wir werden ein paar Leute umlegen müssen.' Na ja, ich stimmte zu. Da weihte er mich in seinen Plan ein. Wie er sagte, trug er sich schon lange mit dieser Idee."

„Was für ein Plan war das?"

„Der Plan sah vor, daß wir den Fahrer töten und daß Nikolai an seiner Stelle die Kassenboten fährt. Ich sollte mich im Kofferraum verstecken. Wenn genügend Geld zusammen war, wollten wir die Kassenboten in einem günstigen Moment umbringen, uns das Geld schnappen und damit abhauen."

(Zu dieser Zeit war bereits bekannt, daß Miezis sich an der Ausführung der zweiten Hälfte des Plans nicht beteiligt hatte. Er sagte aus, und das wurde von Zeugen bestätigt,

daß er am neunten Januar eine Viertelstunde vor dem Überfall am Café „Turaide“ nach Hause zurückgekehrt sei.)

„Erzählen Sie bitte ausführlich.“

„Wir nahmen also die präparierte Waffe ...“

„Wer hat sie präpariert?“

„Das haben wir zusammen gemacht. Am Tag nach unserem Gespräch besorgten wir uns eine Mistgabel.“

„Gemeinsam?“

„Nikolai brachte sie mit. Wir fertigten aus ihr gemeinsam die Mordwaffe an.“

„Aha. Fahren Sie fort.“

„Dann erkundete Nikolai, welcher Fahrer an welchem Tag die Kassenboten fuhr. Und er suchte den Geeignetsten aus. Vor Schichtbeginn gingen wir zur Taxizentrale, und er überredete den Fahrer, mit uns aus der Stadt rauszufahren.“

„Nach welchen Gesichtspunkten suchten Sie den ‚Geeignetsten‘ aus? Weshalb fiel Ihre Wahl auf Karpovs?“

„Das weiß ich nicht, darum hat sich Nikolai gekümmert.“

„Waren Sie bei dem Gespräch mit Karpovs zugegen?“

„Nein. Nachdem sie ein Stück gefahren waren, winkte Nikolai mir zu, und ich stieg ein. Dann fuhren wir aus der Stadt 'raus.“

„Worüber haben Sie unterwegs gesprochen?“

„Nikolai fragte den Fahrer über seine Familie aus. Ich habe hinten gesessen und nicht zugehört.“

„Wohin sind Sie gefahren?“

„Zu einer Datschensiedlung. Jetzt ist es da draußen ruhig, es wohnt so gut wie keiner mehr da. Nikolai zeigte dem Fahrer den Weg, er kannte sich aus. Wir fuhren bis ans Ende einer Straße und wendeten. Dann sagte der Fahrer: ‚Hier kann man steckenbleiben‘ und schaltete den Motor

ab. Nikolai warf sich sofort auf ihn und würgte ihn ... Der Fahrer biß ihn in den Finger ... Nikolai rief: ‚Schlag zu!' Und ich gab ihm eins über den Schädel."

„Womit?"

„Ich hatte ein Brecheisen bei mir ... das heißt ein Stück von einem Eisenrohr. Aber ich schlug daneben und traf das Fenster. Der Fahrer konnte rausspringen. Er wollte weglaufen, fiel aber hin. Da war Nikolai über ihm und stieß zweimal mit der Mistgabel zu. Ich sprang auch 'raus. Er wehrte sich immer noch. Na, wir haben ihm den Rest gegeben ... Als er sich dann nicht mehr rührte, legten wir ihn in den Kofferraum. Nikolai setzte sich ans Steuer, wir fuhren aus dem Ort, bogen in den Wald ein und warfen den Fahrer dort aus dem Wagen ..."

Am Morgen des nächsten Tages, des elften Januar, wurde Miezis an den Tatort gebracht, der genau seiner Beschreibung entsprach: eine fast menschenleere Siedlung; eine Fahrspur, die dort, wo die Bäume eines nahe gelegenen Wäldchens dicht an die Häuser herantraten, vor einer noch im Bau befindlichen Datsche endete; um die Fahrspur herum festgetretener Schnee, der noch nach dem nächtlichen Schneesturm rötlich schimmerte.

Natürlich füllte man Schneeproben in Reagenzgläser, um sie der wissenschaftlich-technischen Abteilung zur Begutachtung vorzulegen. Auch die winzigen Glassplitter, die herausgesprungen waren, als Miezis den Taxifahrer mit dem Metallrohr verfehlt und die Scheibe getroffen hatte, wurden sorgsam aus dem Schnee geklaubt. Nichts auch noch so Offensichtliches darf unüberprüft bleiben – dies ist eine eiserne Regel der Ermittlungsarbeit.

All jene, die dort unter freiem Himmel standen und Miezis zuhörten, spürten: Ja, alles hat sich genau so abgespielt,

wie er es jetzt, ohne jemanden anzusehen und seiner früheren Aussage nur wenige Einzelheiten hinzufügend, erzählt. Mehr kann er uns nicht sagen.

Miezis wurde wieder dem Untersuchungsführer Raups zugeführt. Bei der Suche nach Krassowski war er für die Miliz keine Hilfe.

Unterdessen gingen die Ermittlungen pausenlos weiter.

Am zehnten Januar gegen Mittag kam die erste Partie Steckbriefe aus der Druckerei mit einem Foto Krassowskis, seiner Personenbeschreibung und einem Aufruf an alle Bürger, seinen Aufenthaltsort sofort der Miliz mitzuteilen. Die Steckbriefe wurden in den belebtesten Straßen an die Anschlagtafeln geklebt. Anschließend brachte der Rundfunk eine Meldung, und das Fernsehen unterbrach zweimal sein Abendprogramm für die Sendung „Die Miliz bittet um Ihre Mithilfe". Den Rigaern wurde mit rückhaltloser Offenheit gesagt: Wir suchen einen Mörder.

Die Miliz erhielt außerordentlich viele Hinweise. Jeder, der Krassowski in letzter Zeit gesehen hatte, bemühte sich, die Suche nach ihm zu unterstützen. Es stellte sich heraus, daß Krassowski am Morgen nach dem Mord im Kaufhaus gewesen war und sich goldene Manschettenknöpfe gekauft hatte. Damals aber hingen die Steckbriefe noch nicht aus, und der Mörder konnte mit seiner protzigen Neuanschaffung entkommen.

Das erste reale Ergebnis der Veröffentlichung war das Geständnis eines Bürgers, der zuvor verschämt behauptet hatte, Ausweis und Wehrpaß verloren zu haben. In Wirklichkeit hatte Krassowski sie ihm vor etwa anderthalb Monaten – er war betrunken – als Bezahlung für eine Taxifahrt abgenommen. Offensichtlich hatte sich Krassowki gründlich auf die Tat vorbereitet.

Es war anzunehmen, daß Krassowski sich jetzt, da er

wußte, daß man nach ihm suchte, an einem sicheren Ort verstecken würde. War es nicht ein Fehler gewesen, öffentlich bekanntzugeben, daß die Miliz den Verbrecher kannte und tausend Augen nach ihm Ausschau hielten?

Eine Antwort auf diese Frage brachte der folgende Abend, der Abend des elften Januar, an dem sich per Telefon eine aufgeregte Männerstimme bei der Milizbereitschaft meldete und eine Adresse durchsagte. Innerhalb weniger Minuten waren die Kriminalisten an Ort und Stelle. Im Aschenbecher qualmte noch die Zigarette, die Krassowski geraucht hatte, aber er selbst war nicht mehr da: Von Irēna Zubari, der Wohnungsinhaberin, gewarnt, hatte er entkommen können.

„Also hat er sich durch den Hinterausgang davongemacht!" murmelte der Anrufer, ein gewisser Sloka, enttäuscht. „Die Haustür habe ich nämlich ständig im Auge behalten."

Tatsächlich hatte Sloka vor Irēnas Haus auf die operative Gruppe gewartet, und es war nicht seine Schuld, daß Krassowski Verdacht geschöpft hatte – es war nun einmal passiert.

„Wissen Sie, meine Frau und ich waren zu Besuch", erzählte er. „Da kommt im Fernsehen plötzlich die Sendung ‚Die Miliz bittet um Ihre Mithilfe'. Und ich sehe da ein bekanntes Gesicht. Vor ein paar Jahren habe ich nämlich in der Taxizentrale gearbeitet. Daher kenne ich Krassowski. Außerdem habe ich ihn vor kurzem zusammen mit Irēna auf der Straße getroffen. Die beiden taten sehr intim miteinander. Ich war nicht einmal davon überzeugt, daß ich ihn bei ihr antreffen würde, aber innerlich gab es mir einen Ruck: Ob ich sie nun warnen oder der Sache auf den Grund gehen wollte, weiß ich nicht ... Na, und wie sie mir die Tür aufmachte und mich so scheel ansah und aus dem

Zimmer jemand fragte: ‚Wer ist da?' – da habe ich seine Stimme erkannt! Aber dann wußte ich nicht weiter, ins Zimmer habe ich mich nicht hineingewagt. Sie hat mich auch nicht dazu aufgefordert ... Ich sagte zu ihr: ‚Gehen wir 'runter und unterhalten uns dort.' Na, sie kam mit 'runter, wir setzten uns in meinen Wagen, und ich fragte sie: ‚Ist Krassowski bei dir? Hast du nicht die Fernsehsendung gesehen?' Sie sagte: ‚Nein, ich habe nichts gesehen, was ist denn los?' Da sagte ich zu ihr: ‚Er ist ein Mörder und wird in der ganzen Stadt gesucht. Fahren wir zur Miliz!' Sie aber machte Ausflüchte. Ich spürte, daß sie nicht mitkommen würde. ‚Gut', sagte ich, ‚dann geh du nach Hause und halt den Mund. Ich benachrichtige die Miliz.' Sobald die Haustür hinter ihr zufiel, lief ich zur Telefonzelle. Ich sagte mir: Du darfst jetzt nicht wegfahren, sonst verpaßt du ihn. Aber wie's aussieht, hat sie ihn doch gewarnt. Hab' mich also in ihr getäuscht."

„Haben Sie ihn gewarnt?" fragte man Irēna.

Wenn Irēna nervös war, dann nur deshalb, weil der Kameramann das Objektiv auf sie gerichtet hielt.

„Ich hatte Angst, ihn bei mir zu behalten", flunkerte sie aufs Geratewohl. „Nachdem Sloka mir das von Ni... von Krassowski gesagt hatte, kriegte ich Angst, daß er irgendwas anstellen könnte. Er paßte mich im Flur ab und fuhr gleich auf mich los: ‚Was gibt's?' Ich sagte zu ihm: ‚Verschwinde, ich habe nichts damit zu tun und will in nichts reingezogen wurden.'"

„Wohin ist er gegangen?"

„Das weiß ich nicht."

„Wie lange hat Krassowski sich in Ihrer Wohnung aufgehalten?"

„Nur eine Nacht. Er kam gestern abend. Ich habe ihm in der Küche ein Klappbett aufgestellt."

„Und wo war er davor? In der Nacht vom neunten zum zehnten?“

„Da war er nicht bei mir.“

Das wurde später bestätigt.

„Wußten Sie von dem Geld?“

„Das Geld habe ich gesehen ... Er sagte: ‚Ich habe mein Haus verkauft.‘ Er wollte mir Geld für einen Farbfernseher schenken, aber ich habe es natürlich nicht genommen.“

Das war, wie sich bei der Durchsuchung rasch herausstellte, gelogen. Kurze Zeit vor dem Gespräch mit Sloka hatte sie aus Krassowskis Einkaufstasche auf dem Schrank ein Bündel Geldscheine ragen sehen und es kurzerhand hinter den Schrank geschoben. In dem Bündel befanden sich dreitausend Rubel.

Zum zweiten Mal – zuerst am Café „Turaida“, jetzt aus Irēnas Wohnung – war der Räuber und Mörder mit knapper Not entkommen! Ob sich danach noch jemand fand, der ihm Asyl gewährte?

In der Inneren Verwaltung glaubte man das nicht, und so wurde davon ausgegangen, daß Krassowski sich nirgendwo mehr blicken lassen konnte. Aus der Stadt kam er nicht heraus, alle Kontrollmaßnahmen blieben in Kraft, und die bereits erwähnten fremden Papiere nützten ihm nichts mehr. Krassowski würde durch die Straßen irren, ohne zu wissen, wo er übernachten oder etwas zu essen auftreiben konnte.

Das Haus, in dem Krassowskis Frau wohnte, stand unter Beobachtung, obwohl es sehr unwahrscheinlich war, daß er riskieren würde, hier aufzutauchen. Zumal die Frau ihn gar nicht über die Schwelle gelassen hätte. Sie waren als Feinde auseinandergegangen. Ihren Worten nach hatte Krassowski gedroht, sie umzubringen und dafür zu sorgen, daß man ihre Leiche niemals finden würde.

Man dachte auch an die Möglichkeit, Krassowski könnte Miezis aufsuchen. Es war gelungen, Miezis' Verhaftung geheimzuhalten. Man war ihm ja nicht auf direktem Wege auf die Spur gekommen. Daß seine Fingerabdrücke im Wagen identifiziert worden waren, konnte Krassowski nicht ahnen. In einer brenzligen Situation würde er vielleicht versuchen, sich mit Miezis in Verbindung zu setzen. Aber er machte einen großen Bogen um das Haus seines Komplizen.

Wieso hatten Krassowski und Miezis sich nach Inārs Karpovs' Ermordung getrennt?

„Wenn ich Sie richtig verstanden habe, wollten Sie die Kassenboten doch zu zweit ausrauben", sagte Untersuchungsführer Raups zu Miezis. „Erzählen Sie, wie Sie die Tat geplant hatten und was dann geschah. Wieso ist Krassowski allein geblieben?"

(Es muß hervorgehoben werden, daß sowohl die Planung als auch die Ausführung des Verbrechens durch die außerordentliche Nachlässigkeit der Bankangestellten möglich wurden. Krassowski wußte, daß niemand – niemand! – den Mann überprüfen würde, der am Steuer des Wagens saß.)

Miezis sprach nach wie vor mit gleichgültiger Stimme und ohne etwas zu verbergen.

„Geplant hatten wir folgendes: Sobald der Wagen in unserer Hand war, wollten wir zur Bank fahren. Nikolai am Steuer, ich im Kofferraum. Wir hatten vor, die Kassenboten abzuholen, mit ihnen die Geschäfte abzuklappern und die Tageskassen einzusammeln. Im Dunkeln wollte Nikolai mich dann in einem passenden Moment aus dem Kofferraum holen."

„Was heißt ‚passend'?"

„Gegen Schichtende, sobald eine große Summe zusam-

men war. Irgendwo an einer menschenleeren Ecke. Ein Bote ging immer in die Geschäfte, um die Tageskasse abzuholen. Dann sollte ich aus dem Kofferraum klettern, an die Wagentür treten und sie aufreißen, um den anderen Kassenboten abzulenken. In diesem Moment wollte Nikolai ihn erschlagen. Falls er dann noch lebte, sollte ich ihm den Rest geben ... Dann hätte ich den Kassenboten auf den Wagenboden gelegt und mich an seine Stelle gesetzt. Nikolai wollte dem Toten die Pistole abnehmen. Wenn der zweite Kassenbote zurückkehrte, sollte Nikolai ihn auf der Stelle erschießen."

„Und wieso hat das nicht geklappt?"

„Als Nikolai mich aus dem Kofferraum holte und ans Lenkrad zurückging, sollte ich an die Wagentür treten und sie aufreißen ..." Hier regte sich zum ersten Mal etwas in seinem steinernen Gesicht, und er starrte seine kräftigen Hände drei Sekunden lang ungläubig an. „Aber das habe ich nicht gemacht ... Warum, weiß ich nicht. Als sich der Kassenbote umdrehte und mich ansah, ging ich weg. Dann stieg der zweite ein, sie fuhren ab, und ich blieb zurück."

„Wieso haben Sie Ihren Plan nicht ausgeführt?"

„Ich weiß nicht, es ging nun mal nicht."

Vielleicht hat er im entscheidenden Moment Angst bekommen, dachte Raups. Oder er war durch das lange Liegen im Kofferraum wie erstarrt: Warm und geräumig konnte es dort kaum gewesen sein. Raups wollte Miezis' Beweggründe und Motive verstehen.

Dazu diente auch ein Ermittlungsexperiment: Im Gefängnishof demonstrierte Miezis, wie er in den Kofferraum des Wolga geklettert war ...

Krassowski und Miezis tranken die mitgebrachte Flasche aus und überzeugten sich, daß sie nicht beobachtet wurden. Dann legte sich Miezis in den Kofferraum. Dort machte er

es sich so bequem wie möglich und nahm automatisch die gleiche Haltung ein, in der kurz zuvor Inārs Karpows' noch atmender und blutender Körper darin gelegen hatte. Stundenlang wurde Miezis von diesem Gedanken gequält. Und als Krassowski den Moment für gekommen hielt und ausstieg, „um die Kofferraumklappe besser zuzumachen", war Miezis psychisch schon nicht mehr imstande, seine Rolle zu Ende zu spielen ...

„Die anderen fuhren also weiter, Sie aber blieben zurück. Was taten Sie danach?"

„Ich stieg in den Bus und fuhr nach Hause."

„Was machten Sie zu Hause?"

„Ich setzte mich vor den Fernseher."

„Welche Sendung haben Sie gesehen?"

„Das weiß ich nicht mehr."

„Was taten Sie am nächsten Tag?"

„Am nächsten Tag ging ich 'runter ... Mir war hundelend, ich hatte die ganze Nacht kein Auge zugetan. Na, ich dachte, das würde vergehen, wenn ich mir was zu trinken besorgte. Aber es verging nicht ... Dann bin ich nach Hause zurückgekehrt und habe mir was zu essen gemacht."

„Hat Krassowski nichts von sich hören lassen? Nicht mal angerufen?"

„Nein."

„Und Sie haben auch nicht versucht, mit ihm in Verbindung zu treten?"

„Ich wußte gar nicht, wo ich ihn suchen sollte. Und selbst wenn ich's gewußt hätte ... Ich hatte viel nachgedacht und wollte zur Miliz gehen. Ich wollte nur noch was essen und dann zur Verwaltung fahren."

Es war Miezis völlig gleichgültig, ob man ihm glaubte oder nicht. Über seinen Zügen lag noch immer ein so gräm-

licher Gleichmut, als ginge es nicht um ihn, sondern um irgendeinen anderen.

„Was haben Sie sich zubereitet?"

„Wie?" fragte er begriffsstutzig.

„Was haben Sie sich zu essen gemacht?"

„Ich habe Kartoffeln gekocht und Zwiebeln gebraten. Aber dann wurde ich abgeholt."

„Aha. Jetzt zu etwas anderem. Nehmen wir mal an, der Überfall hätte geklappt, wie Sie ihn geplant hatten. Was hatten Sie danach vor?"

„Wir wollten das Geld teilen und uns trennen."

„Hatten Sie die Absicht, in Riga zu bleiben?"

„Nikolai meinte, auf mich würde kein Verdacht fallen, er aber müsse die Stadt verlassen."

„Haben Sie von ihm einmal den Namen Irēna gehört? Irēna Zubari?"

„Nein."

Seit Inārs Karpovs' Ermordung waren drei Tage vergangen. In der Nacht hatte sich nichts Neues ergeben. Seit dem Morgengrauen des zwölfen Januar waren auf bestimmten Strecken Streifenwagen unterwegs. In jedem von ihnen saßen ein Taxifahrer, der Krassowski von Angesicht kannte, und ein Kriminalist. Alle hatten das unerklärliche Gefühl, daß die Lösung des Falles nahe bevorstehe. Und so war es auch.

Krasssowski wurde durch Kriminalinspektor Nikolai Kramarenko gefaßt, der sein Können und seinen Mut schon mehrfach unter Beweis gestellt hatte, unter anderem erst vor kurzem in einem Handgemenge mit Banditen, die aus nächster Nähe auf ihn schossen. Dem Inspektor war es gelungen, sie zu entwaffnen und festzunehmen, und er hatte dafür den Orden des Roten Sterns erhalten ...

In dem Menschenstrom, der den Bahnhofsvorplatz über-

querte, zog eine männliche Gestalt schon von weitem Kramarenkos Aufmerksamkeit auf sich, und er fragte den Taxifahrer: „Ist das nicht Krassowski?“ Der sah sich den Mann an. „Nein, das ist er nicht.“ Damit schien die Sache erledigt zu sein. Und doch bat der Inspektor, kehrtzumachen und dem eiligen Passanten hinterherzufahren. Und er behielt recht!

Wenige Minuten später befand sich der Mörder in der Verwaltung , und Hunderte von Menschen atmeten erleichtert auf, als sie den Befehl erhielten: „Im Zusammenhang mit der Festnahme des Täters ist die Fahndung einzustellen!“

Kavalieris' Stab tagte in voller Besetzung, als Kramarenko Krassowski hereinführte.

Jene Verkäuferin hatte ein außerordentlich vorteilhaftes Foto von ihm bekommen. In Wirklichkeit war Krassowski trotz seines neuen Anzuges und der goldenen Manschettenknöpfe ziemlich unansehnlich. Er hatte nichtssagende, ausdruckslose Züge, eine belegte Stimme und wirkte irgendwie farblos und unbedeutend. Nur sein unsteter, rastlos hin und her huschender Blick ließ vermuten, was sich hinter dieser unauffälligen Schale verbarg.

Man fand bei ihm ein ziemlich kleines Bündel Geldscheine. Wo war der Rest? Krassowski murmelte etwas von einer Gruppe, in der er nur ein Schräubchen gewesen sei, noch dazu fest gegen seinen Willen! „Das Geld ist nach Leningrad gegangen ... Ich war schließlich nicht der einzige ... Dachten Sie etwa, ich hätte alles bekommen?“

Seinen Abscheu verbergend, hörte der Stab sich das eine Weile an.

„Wir wissen, daß Sie nicht der einzige waren. Vladimirs Miezis ist vorgestern verhaftet worden und hat ein umfassendes Geständnis abgelegt.“

Kavalieris' liebenswürdiges Lächeln irritierte Krassowski, sein unrasiertes Gesicht zuckte und verzerrte sich – das hatte er nicht erwartet. Trotz des Schrecks, der Krassowski in die Glieder gefahren war, als Kramarenko ihn in den Streifenwagen gezerrt hatte, war ihm noch immer nicht klargeworden, wie tief er in der Patsche saß. Vielleicht hoffte er, noch etwas retten oder für die sechsunddreißigtausend Rubel wenigstens die eine oder andere Vergünstigung herausschlagen zu können.

„Bitte, könnte ich einen Schluck Wasser haben ..."

Er leerte das Glas auf einen Zug, schwieg eine Minute lang und änderte seine Taktik: „Ich hätte gern Papier und Stift. Um alles freiwillig niederzuschreiben."

Krassowskis Bericht war wortreich, nebulös, ausweichend und widersprüchlich. Wer nicht wußte, worum es ging, hätte annehmen können, es handle sich um eine Bagatelle. Fragen der Stilistik kümmerten keinen, wichtig waren nur die Fakten. Und die mußten überprüft werden.

Am Tatort vor dem Café „Turaida" erzählte Krassowski mit trauriger Stimme: „... Na, ich verpaßte dem Kassenboten einen Schlag mit diesem Stück Rohr. Dann schnappte ich mir den Sack und lief über die Pēteris-Stučka-Straße. Da tauchte in entgegengesetzter Richtung der Dreier auf. Ich winkte dem Busfahrer zu, der hielt an und machte mir die Tür auf. Ich sprang 'rein, und da fuhr er auch schon los ..."

Das war der Zufall, der es Krassowski ermöglicht hatte, aus der Umzingelung zu entkommen! Der Busfahrer wurde später ausfindig gemacht und bestätigte, einen keuchenden jungen Mann „mit einem großen Lederbeutel" mitgenommen zu haben.

„Ich weiß noch, daß mir an dem Abend jede Menge Milizfahrzeuge entgegenkamen ... Aber konnte ich so was ah-

nen? ... Die Steckbriefe habe ich dann gesehen, mir aber nichts dabei gedacht. Ich habe ihn drauf nicht wiedererkannt ..."

So gelangte Krassowski ans andere Ende der Stadt und schlug sich von hier zu Rosa Jakowlewa, einer alten Bekannten, durch. Bei ihr öffnete er voller Ungeduld den Geldsack. Bis in die Morgenstunden zählten sie gemeinsam das Geld und verstauten es in einer großen Einkaufstasche. Krassowski schenkte Rosa fünfhundert Rubel und verschwand aus der Gemeinschaftswohnung, um sich an einem sicheren Ort, bei Irēna Zubari, zu verstecken, mit der er vorher ausgemacht hatte, daß er eine Weile bei ihr wohnen würde. Und dort wurde er von Sloka aufgespürt.

(Um es vorwegzunehmen: Beide Frauen wurden zur Verantwortung gezogen und erhielten die verdiente Strafe.)

Aus Irēnas Wohnung flüchtete Krassowski an den Stadtrand. Hier irrte er umher, bis er einen abgelegenen Flachbau mit dunklen Fenstern und unverschlossener Haustür fand ...

Jetzt kehrte er „in Begleitung" hierher zurück, und zur Verwunderung der wenigen Einwohner gingen alle auf das Haus zu.

„Die drehen wohl einen Film", munkelten die Zuschauer.

Krassowski aber murmelte mit fast versagender Stimme – schließlich nahte der bittere Augenblick, wo er sich von dem Geld trennen mußte: „Ich blickte in den Flur und sah, daß eine Treppe zum Boden führte ... Mir kam gleich die Idee, da zu übernachten. Ich riegelte die Tür auf und kletterte hoch ... Oben stand allerlei Gerümpel herum, auch Klappbetten waren da und alte Pelze und Schaffelle ... Na, ich stellte mir ganz leise ein Klappbett auf, wickelte meine Füße in einen Pelz, deckte mich mit einem anderen zu und machte sozusagen ein Nickerchen. Ich schlummerte eine

Weile ... Dann wachte ich vor Kälte auf, eigentlich hatte ich so gut wie gar nicht geschlafen ... Wie ich sah, wurde es schon hell. Ich nahm meine Tasche und stieg 'runter, aber die Tür ... Jemand hatte von außen zugeriegelt. Ich drückte mit der Schulter dagegen ... und begriff, daß sie verriegelt war ... Also muß ich durchs Bodenfenster, dachte ich. Aber mit dem Gepäck kann man sich die Beine brechen ... Na, da ..." Er schluchzte bitter auf. „Da habe ich das Geld dort unter ein paar Rahmen versteckt und bin rausgesprungen. Ein bißchen Schnee war ja angeweht worden, und ich landete weich ..."

Man zog die Geldbündel unter den Rahmen hervor und schichtete sie auf einen ausgebreiteten Pelz. Der Haufen wuchs und wuchs, er wurde unnatürlich groß und nahm bedrohliche Formen an. Eine abstoßende Anhäufung von etwas, das man schon nicht mehr als Geld ansah, sondern als Preis für den Tod und das Blut, für das Leid einer Mutter und verwaister Kinder ...

Bald (zwei, drei Stunden) nach Krassowskis Festnahme bat uns die Leitung des Ministeriums des Innern, uns einem Filmteam anzuschließen und einen Dokumentarfilm über diesen Fall zu drehen.

Noch am selben Abend übermittelten wir dem Regisseur den vorläufigen Plan für die weiteren Dreharbeiten. Punkt eins lautet: „Karpovs' Beerdigung".

Zwei Wochen später fuhren wir nach Riga.

Die Aufnahmen von der Beerdigung waren selbst in ungeschnittener und unvertonter Fassung ergreifend. Der nicht enden wollende schwarze Menschenstrom, der sich hinter dem Sarg über den verschneiten Friedhof schlängelte, das untröstliche Gesicht der Mutter, die von zwei Seiten gestützt und langsam den Pfad entlanggeführt wurde, die beiden vermummten Kindergestalten, die sich neben

dem frisch ausgehobenen Grab ängstlich an sie drängten, und die junge Witwe – das personifizierte Leid. Sie nahm nichts von dem wahr, was um sie herum vorging, sie weinte nicht, ihre Augen waren unverwandt auf den Toten gerichtet.

Viel mehr Leute, als Inārs in seinem kurzen Leben hatte kennenlernen können, gaben ihm das letzte Geleit. Unbekannte brachten ihm winterliche Kallas und Nelken. Ganz Riga beerdigte Karpovs, und ganz Riga hatte nach seinem Mörder gesucht. Trotz der vielen Menschen, trotz der Kränze und des Orchesters fehlte der Beerdigung jene Feierlichkeit, die die Trauer mildert und den Menschen hilft, sich mit dem Verlust abzufinden. Der Schmerz war unverhüllt und unstillbar. Dieser Tod war zu grausam und verfrüht.

Jemand setzte zu einer Rede an – man konnte ihm die Worte von den Lippen ablesen: „Wir haben einen Menschen verloren, der ...“ Und dem Redner versagte die Stimme, er verstummte, um sein Schluchzen zu unterdrükken.

Menschen über Menschen um den Sarg, Blumen auf dem Hügel, neben dem Hügel und im Schnee. In der Haltung der am Grab Versammelten drückte sich Haß auf die Mörder aus, und ihren Mienen las man ein Urteil ab, das nicht weniger kategorisch war als jenes, das später vor Gericht verkündet wurde ...

Ein großer Teil der Filmaufnahmen wirkte, wie wir von vornherein befürchtet hatten, etwas langatmig. Das galt besonders für die Verhöre durch Untersuchungsführer Raups: Ihn hemmte das Wissen um die versteckte Kamera, und das übertrug sich unwillkürlich auf die Untersuchungsgefangenen, die von den Filmaufnahmen nichts ahnten. Hunderte Meter Film mit offiziellen Fragen und Antworten, die natürlich eine Menge Informationen enthielten, aber so gut wie nichts über Krassowskis und Miezis' Charakter, über ihre Beziehungen zueinander und die Ursachen des Verbrechens aussagten.

Wir begaben uns ins Rigaer Gefängnis – eine alte Backsteinbastion, die wir bei unserer Einfahrt in die Stadt aus dem Abteilfenster zwar gesehen, deren Bestimmung wir aber nicht erraten hatten. Hier suchten wir Krassowski und Miezis in ihren Zellen auf, um das, was auf dem Filmstreifen fehlte, durch persönliche Eindrücke zu vervollständigen.

Man kann nicht sagen, daß viel dabei herausgekommen wäre: Beide wirkten verschlossen und teilnahmslos – wie hätten wir sie aus ihrer Lethargie reißen sollen, ohne ihnen das wahre Ziel unseres Besuchs zu verraten. Krassowski lebte erst ein wenig auf, als wir ihn nach seinem Finger fragten – demselben, in den Inārs ihn gebissen hatte, als Krassowski über ihn hergefallen war. Die Herkunft der Verletzung verschwieg er uns natürlich, klagte aber mit unverhohlenem Selbstmitleid darüber, daß der Finger schmerze und ihn nicht schlafen lasse. (Ohne den verletzten Finger hätte er also ruhig geschlafen!)

„Nicht daß ich mich beschweren wollte ... Mir wird hier jede medizinische Hilfe zuteil: Jeden zweiten Tag verbindet die Schwester den Finger neu und schmiert eine Salbe drauf ...“

Und doch spürte man: Er ist unzufrieden mit dem Verbandwechsel an jedem zweiten Tag. Warum sorgt man nicht dafür, daß der Finger überhaupt nicht mehr weh tut? Schließlich gibt es dafür Mittel. Wieso muß er sich nächtelang mit einem schmerzenden Finger herumquälen?

(Eine typische Mentalität, die Ärzte aller Gefangeneneinrichtungen kennen: Gerade diejenigen, denen ein Leben überhaupt nichts bedeutet, machen großes Geschrei um jedes Wehwehchen.)

Bevor wir nach Moskau zurückkehrten, setzten wir uns noch einmal mit dem Filmteam, dem Untersuchungsführer und den Mitarbeitern im operativen Dienst zusammen.

Die schwierigste Aufgabe fiel Raups zu: Er mußte Krassowski und Miezis beim Verhör dazu bringen, sich freimütig zu äußern, ihr Gefühlsleben zu offenbaren und uns einen Blick in ihr Inneres zu gewähren, damit der Zuschauer begriff, wie es zu der Tat hatte kommen können.

Dazu mußte er ihnen gegenüber einen anderen Ton anschlagen, ihnen andere, weniger stereotype Fragen stellen und sie mit psychologischem Geschick zu einem offenen Gespräch bewegen.

All das erörterten und beschlossen wir im Kollektiv. Dann konnten wir nur noch hoffen, daß Raups so schnell wie möglich die Filmkamera vergaß und sich auf seine Aufgabe konzentrierte, von der aber das Gelingen des Films abhing ...

Schließlich schickte man uns die Bild- und Tonaufzeichnungen nach Moskau. Wir ließen sie uns vorführen und überlegten, wie wir daraus einen Film machen könnten.

Auf den ersten Blick hatten Raups' Bemühungen nur bei Miezis Erfolg: In ihm las man wie in einem offenen Buch. Krassowski dagegen ließ sich die Maske nicht vom Gesicht reißen. Er behielt hartnäckig seinen verlogen-demütigen

Ton bei, streute immer wieder ein „Offen gesagt ..." ein, machte jedoch ständig Ausflüchte, versuchte alles zu beschönigen und sich von jedem Verdacht reinzuwaschen. Besonders hartnäckig leugnete er, das Verbrechen vorsätzlich, nach sorgsamer Überlegung ausgeführt zu haben.

„Wieso haben Sie gerade Karpovs als Opfer ausgesucht?" fragte Raups ihn beispielsweise. „Offen gesagt", erwiderte Krassowski, „ich habe ihn gar nicht ausgesucht, habe überhaupt nicht nachgedacht, es war mir ganz egal, ob Karpovs, Invanovs oder Petrovs. Zum Standesamt hat er mich gefahren? Kann mich nicht erinnern, ist auch unwichtig, mir kam es nur auf seinen Wagen an."

Er hat überhaupt nicht nachgedacht. Offener geht es nicht! Als hätte er nicht gewußt, daß Inārs ausgesprochen gutmütig war und nie nein sagen konnte. Bei dem Ruf, den Krassowski in der Taxizentrale genoß, wäre längst nicht jeder mit ihm nach außerhalb gefahren. Nicht aus Angst – keinem wäre in den Sinn gekommen, daß Krassowski *so etwas* vorhaben könnte. Man hätte sich einfach nicht mit ihm eingelassen. Wie sagte doch einer der Taxifahrer? „Wozu sollte man sich mit ihm abgeben, Fahrgäste hatte man auch so genug. Und woher hätte er das Geld für eine so weite Fahrt nehmen sollen? Ich verstehe nicht, weshalb Inārs darauf eingegangen ist!"

Nach den Gesprächsfetzen zu urteilen, an der Mietzis sich erinnern konnte, hatte Krassowski Inārs geschickt um den Finger gewickelt: Er müsse zu seiner Schwiegermutter, damit diese ihn mit seiner Frau aussöhne. Es war Krassowski keineswegs entfallen, wer ihn zum Standesamt gefahren hatte! Und er wußte genau, daß Inārs, der glückliche Familienvater, ihm diese Bitte nicht abschlagen würde ...

Schritt für Schritt widerlegte Raups Krassowskis

Schwindeleien, konnte ihn aber nicht zu einem Geständnis bewegen. Demütig seufzend, reihte Krassowskis Lüge an Lüge und ließ kein einziges Gefühl erkennen.

Man hatte beispielsweise Inārs Karpovs' Witwe gebeten, ein Tonband zu besprechen. Man hatte sie gefragt: Möchten Sie den Angeklagten etwas sagen? Ja? Hier ist ein Mikrofon. Nach fünf Minuten war die Frau am Ende ihrer Kräfte und begann zu weinen, aber das, was sie bis dahin gesagt hatte, war ein erschütternder, leidenschaftlicher Protestschrei. Als man Miezis das Band vorspielte, fuhr er zusammen und biß sich auf die Lippen. Krassowski senkte nur den Blick. Er fühlte sich gelangweilt. Und in der folgenden Vernehmung war er so ungerührt und eiskalt wie immer. Dafür muß man gesehen haben, wie er in Rage geriet, als er den Beschluß über die Erhebung der Anklage las.

„Worin fühlen Sie sich zu Unrecht beschuldigt?" erkundigte sich Raups.

„Daß ich den Fahrer töten wollte, ist nicht wahr!"

„Wie wollten Sie sonst vorgehen?"

„Ja, sehen Sie, das war, offen gesagt, so ... Einen konkreten Plan habe ich nicht gehabt ... Ich fuhr, um ganz ehrlich zu sein, zu der Datsche 'raus. Dort wollten wir den Fahrer fesseln – ich persönlich wollte das. Aber dann hat Miezis ihm einen Schlag versetzt ... Und so ist es passiert ..."

„Ihn fesseln – und weiter?"

„Er sollte zusammen mit Miezis auf der Datsche bleiben."

„Und dann?"

„Dann sollte Miezis gehen."

„Und den Fahrer freilassen?"

„Natürlich! Klarer Fall!"

„Sie sagen, Sie wollten ihn fesseln. Mit einem Strick? ... Na schön, meinetwegen. Aber Sie hatten doch gar keinen

Strick bei sich? Nein, das hatten Sie nicht! Also wollten Sie den Fahrer töten."

„Aber nein! Nein! Um Gottes willen ... Wie kommen Sie darauf? Machen Sie sich über mich lustig?"

„So ein Verbrechen begeht man nicht, wenn man weiß, daß über kurz oder lang alles herauskommen wird. Das ist ganz logisch."

„Man kann sich doch verstecken ..."

„Das wollte ich ja auch ..."

„Wieso haben Sie sich dann eine Mordwaffe besorgt? Sie haben doch eine Mistgabel gekauft?"

„Das Werkzeug haben wir nur für alle Fälle beschafft."

„Hatte Miezis auch eine Waffe bei sich, als er in das Taxi stieg?"

„Ja, er hatte ein Brecheisen in der Tasche und außerdem ... falls Blut fließen sollte ... ein paar Lappen."

„Hatte er auch die Mistgabel bei sich?"

„Die Mistgabel ... hatte ich."

„Aha. Worin fühlen Sie sich noch zu Unrecht beschuldigt?"

„Wir wollten den Kassenboten nicht umbringen. Genauer gesagt, ich wollte das nicht. Miezig hatte es vorgeschlagen, ich habe aber zu ihm gesagt: Das taugt nichts."

„Miezis war also der Urheber des Plans, den Taxifahrer und die Kassenboten zu töten?"

„Ach, das war nur so ein Gespräch, kein Plan. Ich hatte ja gesagt, daß das nichts taugt, daß es nicht geht ..."

„Wie wollten Sie sich sonst des Geldes bemächtigen?"

„Na, ich persönlich wollte den Kassenboten nur ein bißchen betäuben ..."

„Gut, lassen wir das. Auf einige Fragen habe ich bis heute noch keine Antwort erhalten. Erstens: Wie kamen Sie auf die Idee, ein solches Verbrechen zu begehen?"

„Das hing mit meinen persönlichen Schwierigkeiten zusammen ... Man kann sagen, daß ich unglücklich verheiratet war ... das heißt, nicht gerade unglücklich, aber auch nicht so, wie es sein sollte. Manchmal sah ich meine alten Kumpels an der Ecke stehen und jede Kopeke umdrehen. Da dache ich mir: Hoffentlich geht's dir nicht eines Tages auch so ... Na ja, wenn man die Sache mal von der lustigen Seite nimmt, war ich sozusagen auf eine Million aus, und erwischt hab' ich ..."

„Sie wollten viel Geld besitzen?"

„Nein, es war mir nicht ums Geld zu tun. Das Geld hat mich überhaupt nicht gefreut. Nicht nur nicht gefreut, ich wußte gar nicht, was ich damit anfangen sollte ... Ich wollte bloß ganz was Normales. Ich hätte gern meine Mutter zu mir genommen. Sie ist Rentnerin geworden, und ich wollte zu dem Zeitpunkt ein normales Leben beginnen ... Ich wäre in irgendeine abgelegene Gegend gegangen ... in irgendeinen armen Kolchos. Da hätte ich als Stallknecht gearbeitet und Geschichten für Kinder geschrieben ..."

Hier wäre selbst der sonst so unerschütterliche Raups beinahe aus der Haut gefahren.

„Wohl mit netten Illustrationen?" fragte er bissig. „Soll ich das etwa ins Protokoll aufnehmen? Daß Sie der Mutter zuliebe gemordet haben ... und daß Sie hinterher Geschichten für Kinder schreiben wollten?"

Nein, Krassowski gewährte uns keinen Blick in sein Inneres. Er blieb uns verschlossen wie ein Buch mit sieben Siegeln.

Und Raups konnte nichts dafür: Wie soll man einen Menschen zur Aufrichtigkeit bewegen, der nicht wahrhaben will, daß er längst überführt ist, und unermüdlich dummes Zeug schwatzt!

Ein nichtssagendes Gesicht, eine nuschelnde Stimme.

Hätte man von seinem Tonfall auf den Inhalt des Gesprächs schließen wollen, so wäre man geneigt gewesen, sein Gerede für ein endloses Lamentieren über schlechtes Wetter zu halten. Pure Heuchelei. Eine Maske. Ein Mäntelchen. Eine Schutzfärbung. So mußte es sein. Und doch konnte da etwas nicht stimmen! Was steckte hinter dieser Maske, welches weltbewegende Geheimnis sollte sie vor den Augen des Untersuchungsführers verbergen?

Vielleicht Krassowskis Geldgier? Aber die lag doch offen zutage. Außerdem drohte ihm sowieso die Höchststrafe. Selbst wenn er noch weitere fünf Morde gestanden hätte, wäre die Strafe dieselbe geblieben! Die Höchststrafe wird nicht zwei- oder dreimal verhängt, sondern ein einziges Mal. Da fragt man sich unwillkürlich: Wozu die Anstrengung?

Wir haben lange überlegt: Verbirgt sich etwas hinter dieser Maske? Oder ist da vielleicht gar nichts? Gewohnheitsgemäß suchen wir immer nach menschlichen Zügen. Nach den Überresten einer wenn auch verderbten Seele. Aber Ausnahmen bestätigen die Regel. Suchen wir hier nicht etwas, was es überhaupt nicht gibt?

Wir beschlossen, von der Hypothese auszugehen, daß Krassowski ein seelenloser Mensch ist. Dementsprechend wollten wir das Material zusammenstellen. Sollten wir uns geirrt haben, so lag vor uns als letzter Prüfstein ja noch die Gerichtsverhandlung.

Frappierend war das unterschiedliche Verhalten Miezis' und Krassowskis während der Ermittlungen. Krassowski änderte sich praktisch überhaupt nicht, er blieb derselbe, der er bei seiner Verhaftung gewesen war. Dieselben Gesten, dieselbe Unschuldsmiene, dieselbe kopfhängerische Pose, die zur Schau getragene Demut mit einem Stich ins Infantile: Seid nicht zu streng mit mir, ihr großen Leute,

ich bin klein und dumm, und jeder macht mal einen Fehler. Krassowski war an die Dreißig!

Miezis dagegen machte eine grundlegende Wandlung durch. Wie ein steinerner Götze kam er zum ersten Verhör in Raups' Arbeitszimmer, und selbst seine Aufrichtigkeit wirkte abstoßend, weil die Wahrheit, die er kalt und gleichgülig erzählte, so ungeheuerlich war.

Aber nach mehreren Verhören trat eine Wandlung ein. Miezis' Gesicht war nun nicht mehr vom Alkohol gedunsen, seine Mimik belebte sich allmählich, in ihr spiegelten sich Gedanken und Emotionen. Sein anfangs so glatter, monotoner Redefluß kam bei Einzelheiten immer wieder ins Stocken. Nicht aus dem Wunsch heraus, etwas zu verbergen. Beobachtete man sein Mienenspiel auf der Leinwand, so spürte man, wie er diese Einzelheiten von neuem (und auf neue Art) erlebte und seine Gleichgültigkeit zunehmend einbüßte, wie er die Fähigkeit erwarb, etwas zu empfinden, zu leiden, zu bereuen. In ihm erwachte der Mensch. Jetzt nahm seine Aufrichtigkeit unwillkürlich für ihn ein, und Raups' Ton ihm gegenüber änderte sich nicht nur „des Kinos wegen".

„Krassowski sagt, er hätte nicht die Absicht gehabt, Karpovs zu töten. Das wäre Ihr eigener Entschluß gewesen. Stimmt das?"

Miezis riß ungläubig die Augen auf.

„Nein. Das stimmt nicht."

Eine Pause trat ein. Miezis mußte das Gehörte erst verarbeiten. Dann fragte er erstaunt: „Wozu hat er ihm dann die Mistgabel ..." Wieder entstand eine Pause, und jene schrecklichen Augenblicke zogen hier, im Vernehmungszimmer, noch einmal an Miezis vorbei. „Wozu hat er ihm dann die Mistgabel in die Brust gestoßen ... immer wieder?"

„Wer hat zugestoßen?“

„Nikolai. Und ich auch.“

„Sie hatten also vorher vereinbart, den Taxifahrer zu töten?“

„Ja, natürlich. Wenn Krassowski behauptet, daß wir das nicht wollten, dann ist das eine Lüge.“

„Was glauben Sie: Warum tut er das, wieso versucht er, die Schuld auf Sie abzuwälzen?“

„Wieso? ... Ich weiß nicht ... ich verstehe das nicht ... Vielleicht, weil es nicht geklappt hat?“

„Waren Sie mit Krassowski befreundet?“

„Ja.“ Miezis verstummte und präzisierte dann: „Das heißt, ich habe es geglaubt.“

Über Raups' Gesicht huschte ein Schatten des Bedauerns.

„War er für Sie eine Autorität?“

Natürlich war er das! Der um fünf Jahre ältere und unvergleichlich gewitztere Krassowski hatte Miezis zweifellos beeinflußt und mit der Aussicht auf märchenhaften Reichtum verführt.

„Sie haben auf Krassowski gebaut?“ Raups wiederholte seine Frage mit anderen Worten.

Es wäre völlig normal gewesen, die Gelegenheit beim Schopfe zu packen und sich wenigstens ein bißchen zu rechtfertigen: Ja, ich habe mich von Krassowski beeinflussen lassen, er hat mich da hineingezogen und angestiftet. Und es hätte der Wahrheit entsprochen. Aber Miezis erkannte den verborgenen Sinn der Frage und ging nicht darauf ein.

„Ich kann keinem die Schuld geben. Nur mir selbst“, erwiderte er nach qualvoll langem Grübeln.

Miezis' Lebensgeschichte ist einfach und unkompliziert. Wir würden ihn gern psychologisch analysieren und die

Etappen des Verfalls seiner Persönlichkeit ermitteln, aber das ist nicht nötig – der Weg, den Vladimirs Miezis bis zu dem Verbrechen zurückgelegt hat, läßt sich mit einem Wort ausdrücken: Gewohnheitstrinker. Von Kindheit an bis zu dem Tag, an dem er die Mistgabel in die Hand nahm, trank er.

Erst hinter Gittern wurde er nüchtern. Und in seinem Kopf regten sich allmählich Gedanken. Über das Leben. Über den Tod. Über das, was den Menschen ausmacht. Darüber, weshalb er so unmenschlich gehandelt hat ...

Da waren Inārs Karpovs, seine Kinder, seine Frau, seine Mutter. Die eine Tragödie. Und da war Vladimirs Miezis. Ebenfalls eine Tragödie. Natürlich waren sie völlig unterschiedlicher Natur. Und trotzdem: Sooft wir uns auch sagten: Miezis ist ein Verbrecher, ein Mörder – er tat uns leid. Manch einen mag das wundern oder gar erzürnen. Der eine oder andere aber wird uns verstehen, wenn er die Auszüge aus den letzten Verhören der beiden liest.

„Was meinen Sie: Weshalb hat Krassowski gerade Sie zu seinem Komplizen gemacht?"

„Na ... er war schließlich ein paarmal bei uns ... Anscheinend hat er mir vertraut."

„Krassowski, weshalb haben Sie Miezis als Mittäter ausgesucht?"

„Ich wollte die Sache allein machen ... Ich hatte es so geplant ... Das heißt, ich hatte es nicht geplant, sondern es ging mir im Kopf herum. Dann sah ich, daß er nicht arbeitet und sich vor der Miliz versteckt. Das heißt, versteckt hat er sich nicht, aber immerhin ... Ich kannte ihn zwar kaum, aber ich wußte, daß er zu allem fähig ist, wie man so sagt."

„Sie kannten ihn kaum, aber Sie wußten, daß er zu allem

fähig ist ... Woher kommt die Grausamkeit, mit der Sie Karpovs töteten?"

Durch diese Frage fühlt Krassowski sich nicht im geringsten betroffen.

„Na ... Das kam ganz spontan, eben von selbst. Tja. Ohne jede Absicht. So sehe ich das ..."

„Miezis, erklären Sie mir, woher die Grausamkeit kommt, mit der Sie Karpovs töteten."

Miezis schweigt. Er schweigt lange, ist ganz in sich versunken. Plötzlich blickt er auf, und die Worte kommen wie eine Offenbarung: „Einen Menschen zu töten ist gar nicht so einfach ... Soviel ich weiß, bin ich nie besonders grausam gewesen. Das kam nur, wenn ich betrunken war. Aber auch dann nie in solchem Maße ..." Ein trockenes, unterdrücktes Schluchzen. „Anscheinend hat sich das nach und nach in mir entwickelt ... Ich kann es nicht erklären ... Die Trinkerei. Ja, wahrscheinlich ist sie daran schuld."

„Was können Sie über Krassowski sagen?"

„Er war ein interessanter Mensch."

„Warum sagen Sie ‚war'?"

Was soll er darauf antworten? „Weil man ihn und auch mich bald erschießen wird." – Das bringt er nicht über die Lippen. Und Miezis sagt etwas anderes, bitter und laut: „Vielleicht war auch ich einmal ein interessanter Mensch!"

„Wie würden Sie Miezis charakterisieren?"

Krassowskis unstet hin und her huschende Augen kommen zur Ruhe, er sieht zur Seite (ohne es zu wissen, direkt ins Objektiv), und sein Blick wird verächtlich.

„Wie ich Miezis charakterisieren würde? Ich würde sagen, daß er für unser Land, für unsere Heimat, für die Menschen sozusagen nie etwas Nützliches getan hat und auch nie tun würde. Davon bin ich überzeugt. Ich habe faktisch mein Leben lang gearbeitet ..."

„Krassowski sagt, daß Sie den Menschen und unserer Heimat nichts geben konnten und ihnen nichts gegeben haben."

Miezis spannt alle Muskeln an, als gelte es, einen Schmerz niederzuringen. Soll er zugeben, daß er von Geburt an zu nichts Gutem imstande war?

„Daß ich ihnen nichts gegeben habe, ist richtig ... Aber wieso hätte ich ihnen nichts geben können?"

„Wie stehen Sie zu Ihrer Tat, Krassowski?"

„Klarer Fall, daß das nichts taugt. So was geht nicht ... besonders in unserer Zeit."

(Nach den Vernehmungen hörte Krassowski sich aufmerksam die Aufzeichnung seiner Aussagen an. Manchmal war er sichtlich mit sich zufrieden, ein andermal nicht. Bei den Worten „Klarer Fall, daß das nichts taugt ... besonders in unserer Zeit" nickte er zustimmend: Die Formulierung gefiel ihm.)

„Wie stehen Sie zu Ihrer Tat, Miezis?"

Miezis nimmt die Streichholzschachtel vom Tisch und starrt zwei Sekunden lang das auf dem Kopf stehende Etikett an.

„Tagsüber halte ich mich noch aufrecht", sagt er leise. „Wir sind ja zu viert in der Zelle. Da wird Schach, Dame und Domino gespielt, oder man liest Bücher. Das Hin und Her lenkt einen ab ... Aber nachts ... Jeden Morgen sagen sie zu mir: Du hast wieder geschrien!"

„Weshalb haben Sie dieses Verbrechen begangen?"

„Ich hätte es nie im Leben getan, wenn ich nur einen Tag lang nüchtern gewesen wäre!"

Jetzt schweigt auch Raups. Langsam dreht Miezis die Streichholzschachtel in den Händen, und das Klappern der hin- und herrollenden Streichhölzer klingt unnatürlich laut.

„Möchten Sie etwas zu Ihrer Rechtfertigung sagen?"

„Was soll ich noch sagen, wenn ich einen Menschen getötet habe."

„Sie haben es ja nicht allein getan."

Hier wird ihm kein Rettungsring gereicht, sondern eine dünne Gerte, aber wie das Sprichwort sagt, greift ein Ertrinkender auch nach einem Strohhalm. Miezis tat das nicht.

„Vielleicht habe ich ihn getötet, vielleicht war mein Schlag tödlich?"

Ja, das ist möglich.

„Natürlich will man leben ..." Wieder klappern die Streichhölzer. Dann tritt Stille ein. Bedrückende Stille. Darauf ein krampfhaftes Seufzen. „Aber wir haben einen Menschen getötet. Dafür müssen wir büßen!" Die Streichholzschachtel fällt auf den Tisch.

Raups' Hand schaltet das Tonbandgerät aus. Schluß. Die letzte Vernehmung ist beendet.

Es wird nicht viel gesagt (wenn man die Sätze zählt), aber das Gespräch ist qualvoll lang; jedes Wort wird einzeln hervorgebracht und kostet langes Nachdenken.

Nicht viele Menschen sind imstande, so hart und objektiv mit sich ins Gericht zu gehen. Selbst ein reuiger Verbrecher sucht gewöhnlich nach einer Rechtfertigung und bemüht sich, Mitleid zu erregen. Das ist psychologisch erklärbar: Wie soll man leben, wenn man von allen verabscheut und gehaßt wird? Die einzige Rettung besteht darin, wenigstens einen Teil der Schuld auf andere abzuwälzen, irgendein Argument zu seiner Verteidigung zu finden!

Sich zu bedauern, sich vor den Menschen und dem eigenen Gewissen zu verstecken ist das Bestreben der meisten Gesetzesbrecher und Strafgefangenen. Miezis gehörte in dieser Hinsicht zu den Ausnahmen.

„Vielleicht war auch ich einmal ein interessanter

Mensch!“ Nein, das war er nicht. *Aber er hätte es werden können.* Ganz bestimmt. Um so bitterer, daß es nicht dazu kam und er sich als Mensch nicht verwirklichte.

Anfang des Sommers fuhren wir ein zweites Mal nach Riga. Die Stadt grünte und blühte auf jedem von Asphalt freien Stück Boden, die morgendlichen Schatten schimmerten tiefblau, am klaren Himmel schwammen ein paar Federwölkchen, die frischen Plakate rochen noch nach Leim: „Bernsteinausstellung ...“

Die Gerichtsverhandlung war für den übernächsten Tag angesetzt.

Das Filmteam bereitete sich auf die Aufnahmen vor. Der Saal des Obersten Gerichts der Republik – ein langgestreckter Raum, dessen eine Stirnwand die Türen einnahmen, während die andere aus einem riesigen Fenster bestand – war für Filmaufnahmen gut geeignet.

Neun Tage lang dauerte der Prozeß, neun Tage lang surrten Kameras und Tonbandgeräte. Kein noch so aufmerksamer Beobachter hätte all das, was sie festhielten, wahrnehmen und im Gedächtnis behalten können. Die unwiederholbaren Stimmen, das erregte Murmeln, der verhaltene Atem im Saal, das erstaunlich vielfältige und ausdrucksvolle Kaleidoskop der Gesichter. Inārs Karpovs' Verwandte und Freunde, der am Café „Turaida“ verletzte Kassenbote, Krassowskis Mutter, seine Freundinnen Zubari und Jakowlewa, die zahlreichen Zeugen, der gelassen wirkende Staatsanwalt, Miezis' Verwandte, Krassowskis Frau, die Wachsoldaten vor dem hellen Hintergrund des Fensters ... und die beiden auf der Anklagebank, die auf ihre Bestrafung warteten.

Was wäre geschehen, wenn sie das unvermeidliche Ende vorausgesehen hätten? Wenn sie einen Blick in die Zukunft

hätten werfen und sich selbst hinter jener niedrigen Barriere sehen können, die sie hoffnungslos wie dicke Mauern von der Welt trennte? Wären sie dann überhaupt auf die Anklagebank geraten?

Die Frage enthält bereits die Antwort. Nein. Natürlich nicht!

Als Inspektor Kramarenko Krassowski, der noch nichts von Miezis' Verhaftung wußte, beim Stab ablieferte, sagte dieser etwas sehr Typisches: „Da hat die Miliz mal Glück gehabt." Wie die meisten Verbrecher hatte er geglaubt, daß immer nur die anderen gefaßt werden – er nicht. Man mußte nur alles gut einfädeln und eisern, ohne die Nerven zu verlieren, ausführen, und schon konnte nichts mehr schiefgehen.

Ja, Krassowski war erfinderisch und schlau gewesen, und selbst als Miezis aufgab und den sorgsam durchdachten Plan über den Haufen warf, war er entschlossen und kaltblütig genug, die Sache allein zu Ende zu führen. Und doch wurde er gefaßt.

Wollen wir in Gedanken einmal folgendes durchspielen: Nehmen wir an, Kramarenko, der den Mörder erblickte und ihn – trotz der Zweifel des Taxifahrers – erkannte, „hat mal Glück gehabt". Nehmen wir an, Sloka hätte nicht gewußt, daß Krassowski bei Irēna Zubari ein und aus ging, und ihn durch sein plötzliches Auftauchen nicht in die Flucht geschlagen. Krassowski wären die Worte, daß er in dem und dem Geschäft eine Verkäuferin kenne, nicht entschlüpft. Oder diese Frau wäre nicht so aufrichtig und vernünftig gewesen. Oder niemand hätte Krassowski zuvor in Gegenwart der Kassenboten zugerufen: „Grüß dich, Kolja!"

All das könnte so gewesen sein. Behalten wir nur den Tatort, die Personenbeschreibung des Täters und jene Zeu-

gen bei, die man schon nicht mehr als zufällig bezeichnen kann.

Was dann? Auch dann hätte die Miliz natürlich alle Ausfahrten aus der Stadt abgeriegelt. Kein Mann mit einer frischen Wunde am Finger hätte Riga in einem Verkehrsmittel oder zu Fuß unkontrolliert verlassen können. Im Taxi wären die Experten auf dieselben Spuren und Fingerabdrücke gestoßen. Mit Hilfe des Kassenboten hätte man über Fotoroboter ein durchaus erkennbares Phantombild angefertigt. Denn daß der Kassenbote den Verbrecher nicht genau beschreiben konnte, hieß nicht, daß er sich an sein Gesicht nicht erinnert hätte – sie waren ja mehrere Stunden zusammen gewesen. Dieses Phantombild hätte man auf allen Straßen ausgehängt und im Fernsehen übertragen. Und bestimmt hätte sich irgend jemand gefragt: Warte mal ... ein Taxifahrer ... Ist das nicht Krassowski?

Außerdem wäre die Fahndung unter anderen Bedingungen auch anders verlaufen und hätte neue Indizien zutage gefördert. Beispielsweise hätten zwei Mitarbeiter der Taxizentrale beobachten können, wie Krassowski Inārs Karpovs vor Schichtbeginn abpaßte. Wären die Kriminalisten zu dieser Zeit noch nicht im Besitz von Miezis' Aussage gewesen, hätte dieses Detail entscheidend werden können.

Mit einem Wort, vieles wäre anders und vielleicht auch komplizierter gewesen. Und doch hätte alles – wenn nicht nach siebzig, dann eben nach hundertvierzig Stunden – genauso geendet wie jetzt! Die Aufklärung des Falles war unvermeidlich.

Nun aber müssen wir fragen: War auch Karpovs' Tod unvermeidlich? Hing er nur von Krassowskis bösem Willen, von Miezis' Mitwirkung und Inars' Vertrauensseligkeit ab? Genügte das zur Verwirklichung dieses ungeheuerlichen Plans, der den Tod dreier Menschen vorsah?

Nein. Dazu bedurfte es noch, wenn nicht der Überzeugung, so wenigstens der Hoffnung, daß der Plan zu verwirklichen war. Worauf beruhte diese Hoffnung? Darauf, daß Krassowski genau wußte, wie die Kassenboten arbeiten. Er kannte nicht nur die Regeln, er wußte auch, welche Abweichungen von diesen Regeln an der Tagesordnung waren. Woher er das wußte? *Aus eigener Erfahrung.* Eine haarsträubende Tatsache!

Im Prinzip ist die Bank verpflichtet, Spezialfahrzeuge, keineswegs aber Taxis zu benutzen. Man könnte es noch verstehen, wenn man den Transport staatlicher Gelder Menschen wie Inārs Karpovs anvertraute – einem ehemaligen Grenzer und einem der besten Taxifahrer. Unverständlich ist jedoch, wieso man auch Krassowski dazu einsetzte, einen Menschen, für den nur sein schlechter Ruf sprach.

Bei der Untersuchung sagte Krassowski immer wieder, die Nähe des Geldes habe ihn verführt und auf die Idee gebracht, es sich anzueignen. Er war fest davon überzeugt, daß man ihm bei seiner Ankunft an der Bank – trotz der Instruktion – keine Papiere abverlangen würde. Hier lag die Möglichkeit des Fahrerwechsels verborgen, hieraus erwuchs auch der Gedanke, Karpovs zu ermorden. Nein, Krassowski wurde bei der Bank nicht nach seinem Ausweis gefragt. Weder der Wodkageruch noch die zerschlagene Scheibe fielen jemandem auf.

Jetzt, als all das untersucht und analysiert wurde, lag es offen zutage. Unbegreiflich, wie das möglich gewesen ist. Nun wurden jene moralischen Schlüsse und praktischen Lehren gezogen, deren Formulierung zu den Aufgaben einer öffentlichen Gerichtsverhandlung gehört.

Viele Rigaer verfolgten aufmerksam den Prozeß, da sie jene aufregenden Januartage, an denen so gut wie jeder bereit war, die Militz zu unterstützen, nicht vergessen hatten.

Die Zeugenaussagen, die Repliken des Staatsanwalts und der Verteidiger waren in aller Munde, am meisten aber beschäftigte jeden die Frage: Wie konnten Krassowski und Miezis eine so abscheuliche Tat begehen?

„Ich kann keinem die Schuld geben. Nur mir selbst." Werfen wir jetzt einen Blick auf Miezis' Mutter, seinen Bruder und seine Schwester, deren Aussagen den Eindruck einer weinerlichen Verlogenheit hinterlassen. Die ganze Familie wirkt sehr unsympathisch.

Kann man eine Mutter, die ihre Söhne zu Verbrechern werden ließ, von Schuld freisprechen?

Kann man den älteren Bruder, der Vladimirs von jungen Jahren an unflätige Redensarten und das Trinken beibrachte und später seine Kumpane aus der Kolonie mit nach Hause schleppte, von Schuld freisprechen?

Wer aber hat Krassowski zur Welt gebracht und aufgezogen? Dort sitzt sie, mitten im Publikum. Eine einfache alte Frau mit einem gepunkteten Tuch auf dem Kopf und den Händen einer Bäuerin – eine vertraute, friedliche Erscheinung. Als sie den Saal betrat, hielt sie einen Zettel in der erhobenen Hand, trug ihn so durch den ganzen Gang und reichte ihn schweigend dem Richter. Das einzige, womit sie ihrem Sohn hoffte helfen zu können: eine Bescheinigung darüber, daß er im Alter von zehn Jahren an Meningitis erkrankt war.

Der Richter nahm die Bescheinigung, las sie durch und nickte, sie aber blieb, den Blick zu ihm erhoben, stehen und schien auf etwas zu warten. Darauf, daß das kostbare Dokument hier wie ein Blitz einschlug?

„Sie können sich setzen", sagte der Richter.

Gehorsam drehte sie sich um, setzte sich und hörte mit verständnislosen Augen die Anklageschrift an. Drehte sich mechanisch nach jeder neuen Stimme um. Und das neun

Tage lang. Der Kameramann versuchte – das Auge unentwegt am Okular – ihr Mienenspiel einzufangen. Nichts. Nur wenn ihr Sohn sprach, lehnte sie sich leicht vor.

Dafür ließen die Gesichter von Inārs' Mutter und seiner Witwe ein angespanntes Innenleben erkennen. Beide hielten sich stoisch, als hätten sie sich geschworen, keine Gefühle zu verraten. Aber die Filmleinwand macht selbst Verborgenes sichtbar. Da zuckt ein Lid, die Lippen bewegen sich lautlos, unwillkürlich pressen sich die gefalteten Hände fester zusammen und übermitteln uns die Stimmung eines Menschen, seine Gedanken, seine Qual.

Wie hören sie sich Krassowskis Aussagen an! Versteinert, mit undurchdringlicher Miene richtet die eine den Blick auf die über ihren Knien gefalteten Hände, während die andere mit nichts sehenden Augen an den Richtern vorbei zum Fenster schaut. Der Mörder aber spricht in einstudiert-grämlichem Ton. Jetzt behauptet er bereits nicht mehr, alles sei „spontan" gekommen, er leugnet auch nicht, mit der Mistgabel zugestochen zu haben. Alle fünf Finger seiner Rechten haben sich auf dem Griff verewigt, und es wäre sinnlos, die erwiesene Schuld zu leugnen. Und doch versucht er, hier und da etwas zu glätten, dies oder jenes zu beschönigen.

„... Als wir ankamen, sagte ich zu ihm: Halt hier an. Und er hielt an. Im selben Moment gab Miezis ihm von hinten einen Schlag über den Kopf. Er versuchte sich sozusagen noch zu retten und machte die Tür auf. Da sind wir rausgerollt ... in den Schnee ... ja. Er fiel mit dem Gesicht nach unten, und so hielt ich ihn fest. Dann stach ich ihm von oben die Mistgabel durch den Rücken. Er schrie auf und sagte: ‚Tut das nicht!' Na ... wir haben ihn dann in den Kofferraum gelegt und meinen Finger verbunden. Die Blutspuren haben wir, so gut es ging, beseitigt. Dann sind wir

in den Wald gefahren – ich hab' da früher mal Pilze gesammelt. Wir beschlossen, ihn dort zu verstecken. Als wir ihn aus dem Kofferraum holten, hat er übrigens immer noch geatmet ... Schrecklich."

In Krassowskis Mund hörte sich das Wort „schrecklich" überhaupt nicht schrecklich an. Er zog zwar eine Leidensmiene, schien aber über ein ärgerliches Hindernis zu reden: Dieser Karpovs wollte einfach nicht sterben!

Für Karpovs Mutter und dessen Frau war das allerdings wirklich schrecklich, denn mit diesen Einzelheiten hatte man sie bisher verschont. Die Mutter ließ kraftlos den Kopf sinken. In dem verhärmten, schönen Gesicht der Frau zuckte kein Muskel, nur ihre Augen ließen eine Reaktion erkennen. So etwas ist schwer zu beschreiben. Immer wieder sahen wir uns diesen Szenenausschnitt an und versuchten den Vorgang zu ergründen. „Als wir ihn aus dem Kofferraum holten, hat er übrigens immer noch geatmet ..." Daraufhin warf die Witwe einen kurzen Blick auf die Anklagebank. Um sich den Mörder anzusehen? Nein. Um ihren unbezähmbaren Haß auszudrücken? Auch nicht. Wahrscheinlich zog es die Frau in diesem Moment in jenen eisigen Schützengraben, in dem noch ein Fünkchen Leben in Ināris geglimmt hatte. Ein stummer, leiderfüllter Aufschrei.

Kassowskis Mutter aber blickte noch immer verständnislos vor sich hin und blinzelte verwundert. Als frage sie sich: Ist das wirklich der, den sie einst gewickelt und in den Schlaf gewiegt hat?

Wir studierten gewissenhaft seinen Lebenslauf und ließen auch die Meningitis nicht außer acht (die nach Ansicht der Ärzte keine nennenswerten Spuren hinterlassen hatte), um herauszufinden, wie es zu dieser Tat hatte kommen können.

Mit neunzehn Jahren preßte er Halbwüchsigen Geld ab, später wurde er beim Diebstahl ertappt, als Taxifahrer betrog und bestahl er angetrunkene Fahrgäste, zu Hause beleidigte und schlug er seine Frau. Aber zwischen Krassowskis Vergangenheit und seiner letzten Tat liegt ein moralischer Abgrund, über den keine Brücke führt! Es sind grundverschiedene Dinge – ob man jemanden erpreßt, bei Gelegenheit etwas mitgehen läßt oder ob man um *jeden Preis* zu Geld kommen will.

In der Gerichtsverhandlung zeigte sich Krassowski als ein Mensch, der nur aus Habgier und Bosheit besteht und sich mit einem Panzer aus einstudierten Phrasen umgibt, der einen Selbsterhaltungstrieb und die Fähigkeit zu denken besitzt (zumindest die Fähigkeit, relativ komplizierte Verbrechen auszuhecken).

Wenn Kassowskis spricht, möchte man sich an den Kopf fassen: Schließlich ist er kein Idiot und kann auch den Untersuchungsführer nicht für einen solchen halten, und doch redet er nichts als wirres Zeug! Er hat sich eine Sammlung gängiger Floskeln zugelegt und wendet sie nun aufs Geratewohl an.

Erinnern wir uns, wie er Reue heuchelt: „Klarer Fall, daß das nichts taugt ... besonders in unserer Zeit."

Hier ein Beispiel für seinen „Humor": „Na ja, wenn man die Sache mal von der lustigen Seite nimmt, war ich sozusagen auf eine Million aus."

Seine „Sohnesliebe": „Mama ist Rentnerin geworden, und ich wollte zu dem Zeitpunkt ein normales Leben beginnen."

Sein größter Traum: „Ich wäre in irgendeinen armen Kolchos gegangen. Dort hätte ich Geschichten für Kinder geschrieben."

Seine Schilderung der Mordtat: „Das *Werkzeug* haben

wir uns nur für alle Fälle beschafft"; „Dann stach ich ihm von oben die Mistgabel durch den Rücken." (Als handelte es sich nicht um einen jungen Mann, den er kurz zuvor nach seiner Familie ausgefragt hatte, sondern um einen Autoreifen.)

Es verschlägt einem die Sprache. Sagen Sie, was Sie wollen, aber das ist das Zerrbild eines Menschen, vor uns sitzt ein Unmensch!

Eins wollen wir noch festhalten. Ein altes Sprichwort sagt: Mitgegangen – mitgefangen. Hier aber hatte während der neun Tage keiner auch nur einen Blick für seinen Mitgefangenen übrig. Hier saßen zwei Feinde nebeneinander auf der Anklagebank.

Das ist unsere persönliche Meinung, für die es keine juristischen Beweise gibt.

Miezis war so oder so dem Untergang geweiht. Krassowski brauchte ihn wegen seiner körperlichen Kraft, ohne ihn hätte er Inärs nicht überwältigen können. Aber hätte er seine Rolle zu Ende gespielt, so wäre er als einziger Augenzeuge und als Anwärter auf die Hälfte der Beute ebenfalls erschlagen worden. Mit der Waffe der Kassenboten ausgerüstet, hätte Krassowski mit ihm kurzen Prozeß gemacht. Nicht zufällig ließ er Miezis erst unterwegs zusteigen – damit ihn in der Taxizentrale niemand sah und sein Verschwinden später nicht mit Krassowski in Verbindung brachte. Nicht zufällig schwieg sich der sonst so redselige Krassowski gründlich aus, sobald die Rede auf seine weiteren Pläne kam. Nicht zufällig unternahm er während der Zeit, in der er sich versteckt hielt, keinen Versuch, Miezis eine Nachricht zukommen zu lassen, obwohl er nicht wissen konnte, daß dieser verhaftet war. Und es gibt die Aufzeichnung eines Verhörs, bei dem er urplötzlich die Beherrschung verliert und zugibt, nie ernsthaft daran gedacht zu

haben, mit Miezis zu teilen. Sobald der Name Miezis fiel, wurden Krassowskis Augen durchsichtig – bis zur völligen Leere.

Die Gerichtsverhandlung trat in ihre Schlußphase ein.

Der staatliche Ankläger – der stellvertretende Staatsanwalt der Republik – sagte zum Schluß seines Plädoyers: „Ausgehend von der Gefährlichkeit des Verbrechens für die Gesellschaft und von der Persönlichkeit der Täter, beantrage ich für die Angeklagten Krassowskis und Miezis die Höchststrafe – die Erschießung.

Meine Herren Richter! Ich bin davon überzeugt: So streng das Urteil auch ausfallen mag, es wird gerecht sein und von den Menschen verstanden werden!"

Daran schlossen sich die Plädoyers der Verteidiger an.

Und schließlich war es soweit: „Angeklagter Krassowski, möchten Sie von Ihrem Recht auf ein letztes Wort Gebrauch machen?"

Der Begriff „letztes Wort" hat einen magischen Klang – das Publikum hielt den Atem an.

Krassowski trug seinen sorgsam einstudierten Monolog ohne zu stocken und mit einer gewissen Feierlichkeit vor. Wenn man seine begrenzten Möglichkeiten in Betracht zog, war das eine Meisterleistung der Verstellungskunst: „Bürger Richter! Mit all dem, was der staatliche Ankläger über mich gesagt hat, mit all den Fakten bin ich im wesentlichen einverstanden. Mir ist mein Vorgehen erst jetzt so richtig bewußt geworden." Durch das Publikum ging ein Beben, und Krassowski „präzisierte" widerstrebend: „Das heißt, nicht mein Vorgehen – es war ja mehr als das. Und es tut mir sehr leid, daß ein Mensch heute nicht mehr am Leben ist, daß einer Mutter der Sohn, den Kindern der Vater und einer Frau der Mann fehlt. Daß die Familie kein

entsprechendes Einkommen mehr hat. Ich bereue mein Vorgehen sehr." Dieser Satz löste verhaltene Empörung im Saal aus, und Krassowski rang sich die Worte ab: „Mein ... Verbrechen. Und ich versichere dem Gericht, falls dieses es für möglich erachtet, mir das Leben zu schenken, mein ganzes restliches Leben darauf zu verwenden, diesen Schandfleck aus meiner Biographie zu tilgen! Dafür werde ich all meine Kräfte und Fähigkeiten einsetzen! Danke."

Dieses „Danke" schwebte im Raum, bis er sich gesetzt hatte.

„All seine Kräfte und Fähigkeiten!" murmelte jemand. „Nein, lieber nicht."

Jetzt war die Reihe an Miezis. Er stand auf – und schwieg. Es dauerte quälend lange, bis er ein Wort herausbrachte.

„In diesen letzten Tagen ... Monaten ... habe ich nachgedacht ... ich wollte begreifen, wie das alles geschehen konnte ..."

Wieder verstummte er. Er vergaß, daß er sich nur an das Gericht wenden durfte. Oder wollte er das nicht? Obwohl es leichter sein dürfte: Die Richter sind leidenschaftslos. Miezis wandte sich jedoch an den Saal, an die Menschen, die, wie er wußte, ein Dutzend seinesgleichen für einen einzigen Inārs hergegeben hätten.

„Dabei habe ich nur eines begriffen ... das kam alles daher, wie ich mein Leben eingerichtet hatte ..."

Es war, als ziehe er einen schwer beladenen Karren und müsse hin und wieder stehenbleiben, um zu verschnaufen. Sein verzweifeltes, krampfhaftes Schweigen war fast unerträglich.

„Ich erinnerte mich daran, wie ich gelebt hatte ... Ich hatte nicht gelebt, sondern vegetiert, anders kann man das nicht nennen ..."

Die Pausen wurden immer länger. Er schien seine Zunge verschluckt zu haben. Stellen Sie sich anstelle der Pünktchen fünfzehn, zwanzig oder fünfundzwanzig Sekunden Stille vor – das ist unerträglich lange. Trotzdem hörte man Miezis wie hypnotisiert zu. Sein Schweigen zwang alle, gebannt darauf zu warten, wie es weitergehen würde.

„Ich kann mich nicht erinnern, jemals etwas Gutes getan zu haben ..."

Der Kameramann richtete das Objekt auf Miezis' Mutter. Die hob abwehrend die Hand: Wie kann man so etwas laut sagen? Wie kann man nur! Ihr Sohn aber sah nicht zu ihr hin. Er unternahm keinen Versuch, die qualvolle Einsamkeit, die ihn umgab, zu durchbrechen.

„Sie haben mir das Wort erteilt ..."

Sein Gesicht zuckte krampfhaft, die Scham drückte seine Schultern sichtbar nieder – sollte er nach dem, was er getan hatte, um Gnade bitten? Miezis krümmte sich und versuchte mehrmals, den Kloß in seinem Hals hinunterzuschlucken.

„Ich benutze dieses Wort dazu ... Sie zu bitten: Schenken Sie mir das Leben ..."

Nun war es endlich heraus. Endlich konnte er wieder frei atmen und mit einer neuen, klangvollen Stimme sagen: „Ich würde mein Leben gern noch einmal von vorn anfangen, aber ganz anders leben!" Und flüsternd setzte er hinzu: „Das ist alles."

Dieser Satz stieß klirrend gegen die hohe Saaldecke ...

„Im Namen der Lettischen Sozialistischen Sowjetrepublik werden Nikolai Krassowski und Valdimirs Miezis zur Höchststrafe verurteilt ..."

Den Ohnmachtsanfall von Miezis' Mutter, die beiden Tränen, die Krassowskis Mutter sich mit dem Taschentuchzipfel abtupfte, die Handschellen, die sich um die Gelenke

der Verbrecher schlossen – all das sahen wir erst im Film, bereits wieder in Moskau. Für uns endete der Prozeß mit Miezis' wehmütigen, herzzerreißenden Worten.

Zum Tode verurteilt.

Bedrückt traten wir in das helle Sonnenlicht hinaus und sahen, daß draußen eine dichtgedrängte Menschenmenge stand. Das waren jene Rigaer, die im Gerichtssaal keinen Platz gefunden hatten und hier auf das Urteil warteten.

Jemand kam auf uns zu: „Nun?"

„Beide sind zum Tode verurteilt worden."

Die Neuigkeit breitete sich wie ein Lauffeuer aus. Beim Anblick der zufriedenen Gesichter erinnerten wir uns an die Worte des Anklägers: „So streng das Urteil auch ausfallen mag, es wird gerecht sein und von den Menschen verstanden werden!" Ja, niemand hier hätte unser Bedauern über Miezis' Schicksal verstanden oder gar gebilligt.

Über der Daugava kreisten die Möwen. Die Uferstraße teilte den Raum in zwei Hälften. In Altstadt und Neustadt ... Inārs konnte die Möwen über der Daugava bereits nicht mehr sehen. Auch Miezis würde sich nie wieder an ihrem Anblick erfreuen. Warum mußte das so sein?

„Ich würde gern noch einmal von vorn anfangen, aber ganz anders leben!" Noch einmal von vorn anfangen. Dazu war es leider zu spät. Die Grenze, hinter der jedes Verzeihen unmöglich und das Recht auf ein Leben unter den Menschen verwirkt ist, war überschritten.

Das Gnadengesuch wurde abgelehnt.

Die Gesetze gelten für alle – darin liegen Wahrheit und Gerechtigkeit beschlossen. Verbrechen haben sich noch niemals ausgezahlt.

1. Auflage
© Verlag Das Neue Berlin, Berlin · 1984
(deutschsprachige Ausgabe)
Lizenz-Nr.: 409-160/114/84 · LSV 7204
Umschlagentwurf: Günter Lerch
Printed in the German Democratic Republic
Gesamtherstellung: (140) Druckerei Neues Deutschland, Berlin
622 610 1

00045

31235